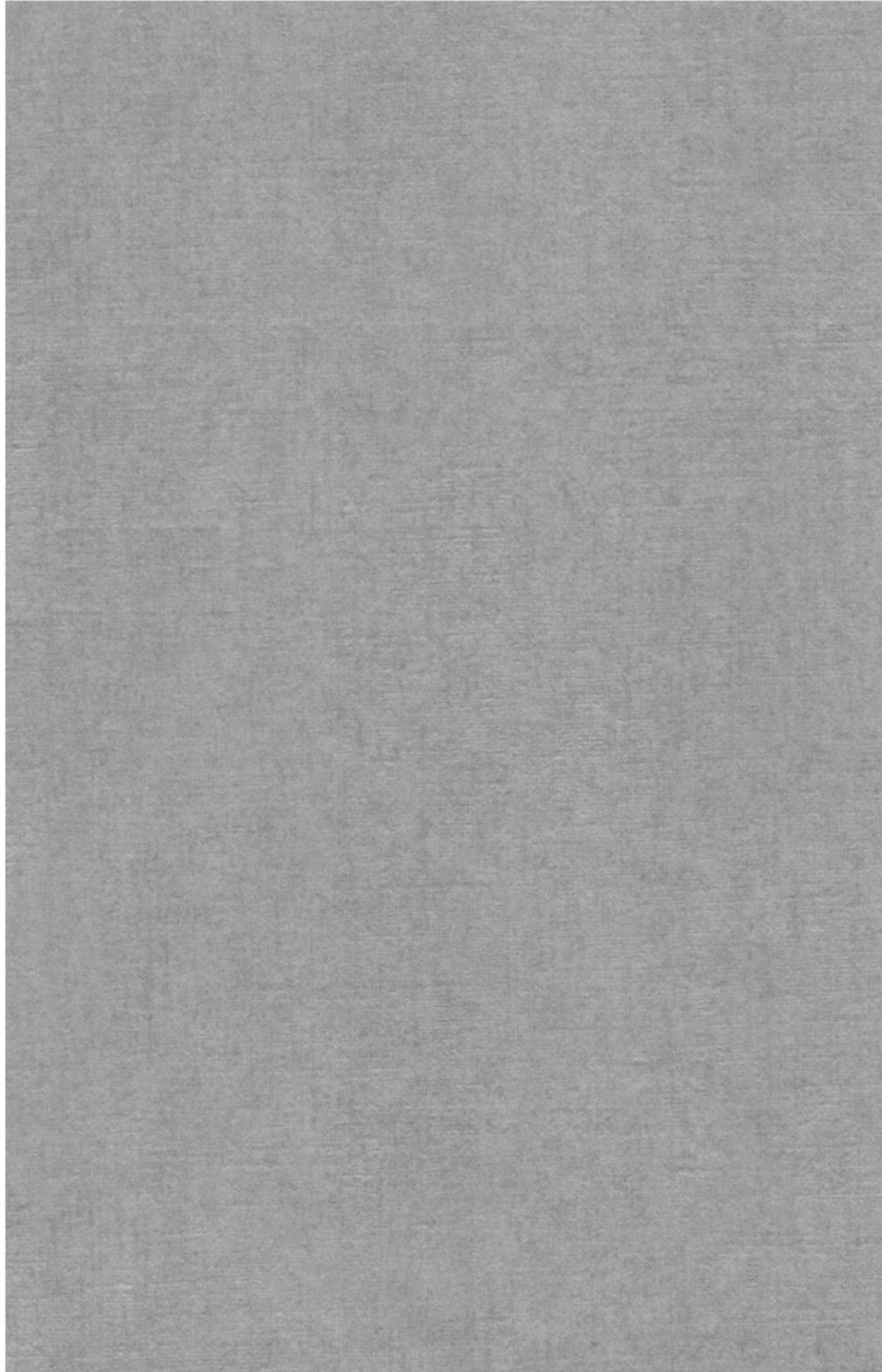


SAARBRÜCKER

HEFTE

HEFT **36** SAARBRÜCKEN 1972



# SAARBRÜCKER HEFTE

HERAUSGEGEBEN VOM  
KULTURAMT  
DER STADT SAARBÜCKEN

HEFT 36 1972



MINERVA-VERLAG SAARBRÜCKEN

Die vorliegende Ausgabe erscheint mit Unterstützung der Saarländischen Sparkassen und der Landesbank und Girozentrale Saar.

Für die Herstellung des Bildteiles ist Herrn Carl Büch und der Klischeeanstalt Fritz Mannheim, Kaiserslautern, zu danken.

## INHALTSVERZEICHNIS

3	HANS TRAUTES Erinnerungen an Saarbrücken während des Zweiten Weltkrieges (1939 — 1945) (IV)
17	CARL BÜCH Alte Dorfwirtshäuser in Gersweiler-Ottenhausen aus dem vorigen Jahrhundert

### MITARBEITER:

HANS TRAUTES, 6634 Wallerfangen/Saar, Eichenbornweg 41  
CARL BÜCH, 6606 Gersweiler/Saar, Hauptstraße 54

Die SAARBRÜCKER HEFTE erscheinen halbjährlich / Schriftleiter: Dipl.-Ing. Dieter Heinz, Saarbrücken 1, Spichererbergstraße 73 / Herausgeber: Kulturamt der Stadt Saarbrücken / Nachdruck ohne vorherige Zustimmung der Schriftleitung nicht gestattet; alle Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten; für unverlangte Einsendungen haftet die Schriftleitung nicht. Preis des Einzelheftes 3,— DM / Abonnementspreis: 2,50 DM. Abonnements werden entgegengenommen vom Minerva-Verlag, 66 Saarbrücken 3, Futterstraße 25, Tel. 3 59 64, und vom Kulturamt der Stadt Saarbrücken, 66 Saarbrücken 3, Großherzog-Friedrich-Straße 6, Tel. 3 00 14 02 / Führen in Lesezirkeln nur mit Genehmigung / Druck: Malstatt-Burbacher Handelsdruckerei GmbH, Saarbrücken.

ERINNERUNGEN AN SAARBRÜCKEN WÄHREND DES ZWEITEN  
WELTKRIEGES (1939 — 1945) (IV)

Ende 1944

Hier wiederum ist es ein Mann, der alle Fäden in der Hand hält, der künftig nicht nur über das Wohl und Wehe der Stadt Saarbrücken zu entscheiden hat, sondern auch über Leben und Tod der noch in ihr verbliebenen Menschen.

Dieser Mann ist von „Beruf“ SS-Obersturmbannführer. Er fungiert zunächst als Polizeipräsident und legt sich später den markigen Titel „Kampfkommendant“ zu. Seine Befehlszentrale ist der Polizeibunker, der im Gebäudekomplex der Polizeikaserne in der Mainzer Straße liegt.

Er ist von großer, hagerer Gestalt, Brillenträger und stammt angeblich aus dem „Protektorat“ Böhmen und Mähren. Seine Kriegssporen hat er sich — nach eigenen Aussagen — vorwiegend in Litauen verdient, wo er ein SS-Kommando führte, dem die Bereinigung der Judenfrage oblag.

Der Obersturmbannführer ist als finsterner, mürrischer Geselle bekannt, der erst gesprächig wird, wenn der Alkohol ihm die Zunge löst. Der Konsum von „scharfen Sachen“ ist eine seiner größten Leidenschaften. Und damit er ihr immer ausreichend fröhnen kann, legt er sich ein reichhaltiges Vorratslager an Weinen und Spirituosen an. Dieses „entleiht“ er sich aus den zurückgelassenen Beständen der Saarbrücker Schank- und Hotelbetriebe.

Die Reden, welche er anlässlich seiner häufigen Alkoholgelage führt, eignen sich nur in den seltensten Fällen, zu Papier gebracht zu werden.

Aktive Polizeioffiziere, die gewiß nicht über jungfräuliche Gemüter verfügen, wenden sich ernüchert ab, wenn der Obersturmbannführer seine „Erlebnisse“ zum besten gibt.

Sie beginnen in der Regel damit, daß eine mehrstellige Zahl fällt — gemeint sind dann Juden — Männer, Frauen und Kinder — die er irgendwo zusammentreiben, einen Graben ausheben und dann erschießen ließ.

Diesem Mann also obliegt die „Verteidigung“ Saarbrückens. Er wird später zusammen mit einem anderen SS-Obersturmbannführer, der zur gleichen Zeit im Abschnitt Saarbrücken eine SS-Einheit z. B. V. führte, gehängt.

Unter dem Vorsitz des „Kampfkommendanten“ installiert sich auch in Saarbrücken — in dem schon erwähnten Polizeibunker — das bekannte und berüchtigte „Standgericht“. Diese Todesfallen werden in jeder deutschen Stadt, denen sich die Front nähert, eingerichtet.

In dem Polizeibunker haben sich aber auch noch andere „Mieter“ — die mithelfen dürfen, die Stadt zu verteidigen — häuslich niedergelassen. Da ist vor allem die Kreisleitung der NSDAP zu nennen, an deren Spitze anfänglich Kreisleiter Vollbehr steht. Zu ihrem Aufgabenbereich zählt u. a. auch die Aufstellung eines „Volkssturms“, der einmal als „Bataillon Neufang“ in die Kriegsgeschichte der Stadt Saarbrücken eingehen wird.

Hausrecht im Polizeibunker genießt auch eine „gemischte Kommission“, die alle Zivilpersonen zu überwachen hat, die sich in der Stadt aufhalten oder in sie hinein wollen. Die Mitglieder dieser Kommission sind Angehörige des SD, des Sicherheitsdienstes, der überall dort seine Schlingen legt, wo die Lage kritisch wird. Viele Saarbrücker — ältere Jahrgänge — werden sich beim Lesen dieser Zeilen erinnern, daß man sie beim Betreten des Polizeibunkers, wo sie um die Erlaubnis zum Besuch der Stadt nachsuchen wollten, festnahm und sie kurzerhand in den Volkssturm einreichte. Zu diesem SD-Gremium gehört auch der frühere Verwaltungsdirektor der Stadt Saarbrücken. Von ihm wird noch zu sprechen sein, da er sich nach der Besetzung durch die Amerikaner ein Kabinettstückchen seltener Unverfrorenheit erlaubte. Im Augenblick bereichert er noch den Kreis der zu allem entschlossenen Verteidiger um eine weitere halbuniformierte, traurige Gestalt.

Außer einer städtischen Notstandsgemeinschaft, die in den verschiedenen Bunkern haust und für Wasser und Licht zu sorgen hat, gibt es im Stadtbereich keine zivilen Verwaltungsstellen mehr.

Die Stadtverwaltung als solche hat ihren Sitz nach Rockenhausen verlegt. Oberbürgermeister Schwitzgebel hält sich zeitweise in Saarbrücken auf. Sein Sitz ist dann der Schmollerbunker. Man kann diesem Mann das eine nicht nachsagen, daß ihm das Wohl der Stadt in diesen turbulenten Tagen des Jahres 1944 nicht am Herzen gelegen hätte.

Der Beschluß, die Stadt Saarbrücken in eine Festung zu verwandeln — eine sogenannte Rundum-Verteidigung ist vorgesehen — kommt einem Todesurteil gleich. Von den 10 000 Häusern der Stadt sind zu diesem Zeitpunkt noch über die Hälfte mit mindestens 20 000 bezugsfähigen Wohnungen vorhanden. Wenn es wirklich zu einer Verteidigung der Stadt kommen sollte, dann stehen diese Wohnungen alle auf dem Spiel. Und der Traum von einer baldigen Wiederbesiedlung durch die evakuierten Saarbrücker wäre für viele, viele Jahre ausgeträumt.

Als Vorbereiter allen kommenden Übels wird ein gewisser Dr. B. als Reichsverteidigungskommissar in Saarbrücken eingesetzt. Seine Dienststelle befindet sich in der Scheidter Straße, in der Musikschule und Jugendherberge. Unter seiner Regie beginnen die vielen Totengräber, der Stadt Saarbrücken das Grab zu schaufeln.

Die in alle Winde zerstreute Bevölkerung weiß von alledem nichts. Und das ist gut so, denn allein der Gedanke, vielleicht zehn und mehr Jahre an den Evakuierungsorten aushalten zu müssen, wäre in diesen schweren Tagen zu einer unerträglichen Belastung geworden.

In Saarbrücken müssen derweil die „Iwans“, die russischen Kriegsgefangenen und die zwangsverschleppten Männer und Frauen harte, sehr harte Arbeit verrichten. Die humanitären, geschriebenen und ungeschriebenen, Kriegsregeln nicht beachtend, werden sie trotz des ständigen Beschusses durch die feindlichen Geschütze, rücksichtslos eingesetzt.

Tagaus und tagein, Nächte hindurch, bei Sturm, Regen und Kälte, sieht man die grauen Elendskolonnen durch die Straßen wanken, die bunten, zerschlissenen Kopftücher der Frauen zwischen den Ruinen flattern.

Diese ausgehungerten Elendsgestalten dürfen selbst dann nicht die befohlene Arbeit unterbrechen, wenn die Dreckfontänen der einschlagenden Ge-

schosse in ihrer unmittelbaren Nähe hochwirbeln und Tiefflieger mit heulenden Motoren und bellenden Bordwaffen über sie streichen.

Es ist ein oft beschämendes Bild, Menschen zu sehen, die im Eisenhagel der Granaten und Geschosse schweigend sich plagen, während ihre Bewacher, den Finger am Abzug des Karabiners, irgendwo in sicherer Deckung liegen.

Hundertmal, tausendmal steigen die russischen Frauen über die Trümmerfelder und schleppen schwere Steine, Erde, Eisen und Holz herbei. Diese noch vor Wochen so wertlosen Materialien haben plötzlich eine kriegswichtige Bedeutung erlangt: sie dienen dem Bau von Panzersperren.

Diese Panzersperren verwandeln Straße um Straße in regelrechte Sackgassen und sollen bezwecken, daß das Eindringen des Feindes in die Stadt zu einer langen, zeitraubenden Angelegenheit wird. Hunderte solcher Sperrriegel wuchern aus dem Boden. Ungeheuer stabil, oft fünf Meter breit und drei Meter hoch, liegen sie wie steingewordene Kettenhunde in den wichtigen Zu- und Ausfahrtsstraßen. Sie tranchieren die Stadt in winzige Einzelteile. Hinter den Panzersperren türmen sich Panzerfäuste, Handgranaten und kleine Waffen aller Art auf. Das bunt- und halbuniformierte „letzte Aufgebot“ — der Volkssturm — trampelt sich im Schatten der mächtigen Wälle die Füße warm. Vielfach ist es noch ein Kindergesicht, das unter dem viel zu großen Stahlhelm steckt. — Gewehr oder Panzerfaust im Anschlag — über den oberen Rand einer solchen Sperre blinzelt, wenn sich Schritte oder Fahrzeuge nähern.

Nur wer die wenigen Fahrrinnen kennt, kann es wagen, die Stadt mit einem Fahrzeug zu durchqueren. Aus Kolonnen- und Einzelfahrzeugen der Wehrmacht, die unversehends in das vertrackte Labyrinth der vielen Sperren geraten, steigen immer wieder und in allen Mundarten Flüche und Verwünschungen in den trostlos über Saarbrücken hängenden, dunstigen Himmel.

Neben den Panzersperren wachsen an allen Ecken und Enden der Stadt MG-Nester in die triste Trümmerlandschaft. Häuser werden in kleine Festungen verwandelt. Leichte und schwere Geschütze — die eigentlichen Träger der beabsichtigten Rundum-Verteidigung — fahren auf und werden in Stellung gebracht. Die „fleißigste“ Batterie steht im Stadtteil St. Johann, am Ausgang der Scheidter Straße. Tagtäglich schickt sie zahlreiche „Grüße“ hinüber in das Forbacher Loch.

Eine andere Batterie, die auch etwas „sagen“ will, steht auf dem Befreiungsfeld. In der Regel verschießt sie ihre Zuteilung an Granaten, die rauschend über den Winterberg ziehen, bei Tagesgrauen und in der Abenddämmerung. Im Schatten des Gautheaters hat eine Granatwerferabteilung Stellung bezogen. Sie tritt aber erst später in Aktion, dann, als der amerikanische Frontverlauf vom Sonnenberg über die Spicherer Höhen, Stieringen bis zur Metzger Bahnlinie geht und sich hinter dieser bis zur Achterbrücke schlängelt. Von hier aus zieht er sich weiter der saarländisch-französischen Grenze entlang, bis die Verbindung mit den im Raume Saarlautern vordringenden US-Truppen hergestellt ist.

Drei Monate lang ist dies der Frontverlauf, bei dem sich Güdingen—Sonnenberg—Spichererberg—Stieringen—Schanzenberg als Knotenpunkte herausheben.

Es ist die gleiche unheilverkündende, nervenaufreibende Ruhe vor dem Sturm, die auch dem Beginn der Kämpfe im Westen 1940 vorausgegangen ist.

Das Niemandsland, das zwischen den beiden Gegnern liegt und dessen Breite manchmal nur knapp 1 Kilometer beträgt, wird zu einem Tummelplatz für die Heckenschützen, die auf beiden Seiten auf der Lauer liegen und auf alles schießen, was sich bewegt.

Der Polizeibunker in Saarbrücken ist noch immer der Magnet, um den alles Leben innerhalb der Stadt zu kreisen hat. In ihm liegt die einzige Quelle verborgen, die den Hunger zu stillen vermag und aus der statt Wasser warme Erbsen- oder Bohnensuppe fließt. Wer für Saarbrücken eine Aufenthaltsgenehmigung besitzt, wird hier gepflegt.

Die 6. Kriegsweihnacht liegt über dem winterlichen Land.

Das „Fest des Friedens“ existiert nur noch auf dem Kalender. Kein erhabenes Geläute erfüllt die Stadt. Nur das Rollen und Donnern der Geschütze feiern die Geburt des Herrn.

In der Mitte des Privatweges der Haftanstalt Lerchesflur, fast auf der Höhe des Frauengebäudes, liegt ein toter deutscher Soldat. Seine Rechte umfaßt krampfhaft eine zerbrochene Weinflasche. Ihm ist die Weihenacht zur Todesnacht geworden.

Leuchtkugeln ziehen ihre Bahn, zerplatzen in luftiger Höhe und tauchen die Erde unter ihr in eine grelle Helligkeit.

Im Polizeibunker in der Mainzer Straße „feiert“ man unterdessen Weihnachten. Nicht etwa, weil man der Geburt Jesu Christi in würdiger Form gedenken möchte, sondern aus anderen, profaneren Gründen: man läßt die Pokale ihre Schuldigkeit tun.

Der SS-Obersturmbannführer hat das Offizierskorps um sich versammelt. Trinksprüche auf den „heißgeliebten Führer Adolf Hitler“, den bald zu erwartenden deutschen Endsieg und das Dritte Reich machen immer und immer wieder die Runde. Schließlich erweisen sich die hochprozentigen Flüssigkeiten stärker als die Herren Verteidiger Saarbrückens und man sinkt nach alter Burschenherrlichkeit arg versäbelt unter die Tische.

\*

Die Fronten erwachen aus ihrer Starre.

Im Raum von Saarlautern wollen unsere Truppen in einem Großangriff verlorenes Gelände zurückerobern. Verstärkungen, die man bis zum Bahnhof Brebach gefahren hat, stampfen in der Nacht im Gänsemarsch durch Saarbrücken, dann die rechte Saarseite entlang, in ihre Auffangstellung. Panzerkolonnen schieben sich in den Kampfraum vor.

Die Amerikaner sitzen aber weder auf den Augen noch auf den Ohren. Sie riechen den heranschleichenden „Braten“ und machen ihn auf ihre Weise ungenießbar.

In dichtgestaffelten Reihen erscheinen Bomberströme über der Stadt. Eine Leuchtrakete wird abgeschossen und dann — bricht die Hölle los. Aus dieser gibt es für „Mann, Roß und Wagen“, einschließlich der Panzer, kaum ein Entrinnen.

Auf einen kleinen Raum beschränkt, fällt schachbrettartig Bombe neben Bombe. Alles, was ich in solch einem Quadrat des Todes befindet, wird mit der größten Wahrscheinlichkeit vernichtet.

Die fallenden Bomben vereinigen sich zu einem einzigen, furchtbaren Schlag. Gleich einer Windrose wirbeln Staub, Rauch und Erde auf, rot angestrahlt vom Feuer der gewaltigen Explosion.

Als sich die Detonationswolke verzogen hat, sieht man ein Kraterfeld, in dem zerstückelt und zerfetzt, verbrannt und zerquetscht, leblos, wertlos, Panzer und Autos liegen, Troßwagen und Menschenleiber.

Dieses grausige Schauspiel wiederholt sich immer dann, wenn Truppenverschiebungen auf deutscher Seite die amerikanischen Bomberpulks auf den Plan rufen.

Eine Abwehr gegen diesen wirkungsvollen, feindlichen militärischen „Zuschlaghammer“ gibt es schon lange nicht mehr.

Wagt sich doch einmal ein mutiger Jagdflieger an den Himmel über Saarbrücken, dann sind im Nu ein Dutzend amerikanische Hornissen da, die ihn, mag er sich auch noch so tapfer zur Wehr setzen und den einen oder anderen Gegner abschießen, zu Tode hetzen. Es gibt wirklich keine Luftabwehr mehr über der Stadt.

Aber es gibt verwundete Soldaten, die in die Stadt kommen. Ihre Zahl nimmt ständig zu. Man muß also einen Platz schaffen, wo diese Männer Hilfe und Pflege erhalten. Der Hochbunker am Burbacher Markt wird in ein Lazarett umgewandelt.

So wie die Bevölkerung vor vielen Wochen den Bunker verlassen hat, liegt er noch immer da. Kein Besen hat sich in der Zwischenzeit gefunden, der dem fußhohen Schmutz zuleibe gerückt wäre. Nun läßt sich diese Arbeit nicht mehr umgehen. Kammern, Gänge und Treppenhäuser werden notdürftig gereinigt. Nur die Kälte kann man nicht vertreiben, die sich in dicken Betonmauern eingenistet hat. Die Heizung ist defekt und dann sind auch die ehemals vorhandenen Koksorräte in den durchlöchernten Karbidtrommeln verglüht, die überall dort stehen, wo in der „Festung“ Saarbrücken gearbeitet wird. Schließlich ist es Winter, und freiwillig friert nur ein Narr.

Auch das Inventar des Bunkers, Bänke, Stühle und Tische sind „organisiert“ worden und sei es auch nur, um einem Ofen ein ofenwürdiges Dasein zu verschaffen.

In diesem kalten und vor allen Dingen auch bettenlosen Bunkerlazarett sollen nun notleidende, verwundete Menschen erste Hilfe erhalten.

Es kommen ein paar Ärzte und schütteln ob der eisigen Temperatur in ihrem neuen Wirkungskreis entsetzt die Köpfe. Mit klammen Fingern kann man doch kaum einen Nagel zünftig in die Wand schlagen, wieviel weniger aber noch eine Operation ausführen. Nein, dieses Lazarett ist kein Lazarett, das ist ein Eisschrank. Die verwundeten Landser sagen „Saustall“ dazu.

Und trotzdem werden in diesen Bunker Verwundete eingeliefert. Man legt sie auf den blanken, nackten Boden. Die provisorischen, blutgetränkten Verbände sind bald zu Eisklumpen gefroren. Es fehlen Medikamente, schmerzstillende Spritzen.

War es noch vor Monaten das angstvolle Jammern von Frauen und Kindern, so sind es jetzt Schmerzensschreie und qualvolles Stöhnen verwundeter Männer, die die Bunkermauern erstaunt aufhorchen lassen.

Stunden später schon kommt ein neuer Befehl. Die Verwundeten werden wieder verladen und weitertransportiert. Nur diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß aus dem Bunkerlazarett am Burbacher Markt kein großes Bunker-Totenhaus wurde.

(19)

Wer da geglaubt haben sollte, die vom „Kampfkommandanten“ unterzeichneten Plakate, die Saarbrücken zum Kriegsgebiet erklären, wären nur zum persönlichen Vergügen des SS-Obersturmbannführers an die Ruinen geklebt worden, der wird schon bald eines Besseren belehrt.

Eine Polizeistreife hat irgendwo in den weiten Trümmerfeldern zwei junge Burschen, Fremdarbeiter, aufgegriffen. Beide haben das zwanzigste Lebensjahr kaum erreicht, aber Hunger haben sie, quälenden, sinnenverwirrenden Hunger. Und es friert sie auch. Der Winter ist streng und die dünnen, fadenscheinige Kleidungsstücke, durch deren spannlängen Risse und faustgroßen Löcher die rauhen Winde blasen, taugen vielleicht für den Sommer, nicht aber für den Schnee und Eis.

Sie haben auf einem Trümmergrundstück ein Loch entdeckt. Es ist das Kellerloch des früher hier stehenden Hauses. Sie steigen in die Tiefe und finden dort zwei Gläser Marmelade und ein paar alte, aber ganze und warme Wollhemden.

Hunger tut weh, und Kälte auch!

Die beiden Burschen, halbe Kinder noch, ziehen sich die Hemden an und verlassen, jeder ein Marmeladenglas in der Hand, wieder den Keller.

Dabei wurden sie von den Polizisten überrascht.

Diese bringen die zwei jungen Leute in den Befehlsbunker in der Mainzer Straße, und hier klagt man sie des Plünderns an. Sie sind — wie es so schön heißt — in flagranti ertappt worden.

Das Standgericht des Akademikers mit der blutbesudelten Vergangenheit, tritt in Aktion. Den Vorsitz führt der Herr und Meister persönlich. Solche Verhandlungen läßt sich der Doktor nicht entgehen. Sie sind für ihn geistiger Gaumenkitzel, sadistische Delikatessen im ewigen, alkoholschwangeren Einerlei der Kriegstage.

Schon bevor die beiden „Plünderer“ das eigens für diese Zwecke hergerichtete Verhandlungszimmer betreten, zeigen die Daumen der Herren, die Justitia vertreten, nach unten. Am auffälligsten der des Obersturmbannführers. Das Urteil ist gesprochen, noch ehe ein Wort der Anklage und kein einziges zur Verteidigung gesprochen worden ist.

Wie man hinter den verschlossenen Türen sich mit den beiden jungen Fremdarbeitern verständigte, sie sprechen kein Wort Deutsch, wird wohl ewiges Geheimnis bleiben. Auch wird man nie erfahren, was und ob sie überhaupt etwas zu ihrer Verteidigung sagen durften.

Kurz vor dem Frühstück — deshalb sicher auch die auffallend große Eile — spricht das Standgericht zwei Todesurteile aus.

Die beiden Leute, die Marmeladengläser immer noch fest an sich gepreßt, so, als befürchteten sie, diese ach so seltenen Kostbarkeiten zu verlieren, werden

aus dem Verhandlungsraum geführt. Sie stehen noch eine Weile auf dem Bunkerflur — bewacht naurlich — und machen gar nicht den Eindruck, als hätten sie verstanden, was da eben um sie herum geschehen ist. Zutraulich blicken sie in die Runde und verlangend, fast zärtlich auf die eingeweckte Marmelade.

Auch der Doktor und seine „Geschworenen“ verlassen den „Gerichtssaal“. Man qualmt Zigarren, unterhält sich, schlägt knallend die Hacken zusammen und dann eilt jeder den gefüllten Brotkörben entgegen.

Barhäuptig stehen die zwei „Plünderer“ — der eine fast strohblond und der andere mit dunklem dichtem Haar — zwischen ihren stämmigen, stahlhelmbewehrten Bewachern. Während man sie aneinanderfesselt — die rechte Hand des blonden an die linke seines schwarzhaarigen Kameraden — lächeln beide verlegen.

Nein, sie wissen wirklich nicht, was man mit ihnen vor hat. Sie können nicht ahnen, daß man, während sie hier auf dem langen und unfreundlichen Flur, stehen, gerade dabei ist, ihren Henker zu suchen.

Die Berufspolizisten lehnen das Amt strikte ab. Erst unter den Angehörigen der Wachkompagnie findet sich ein Freiwilliger, der sich — vielleicht gegen Urlaubsvergünstigung usw. — bereit erklärt, zwei junge, dumme Buben vom Leben in den Tod zu befördern.

Als man die „Sünder“ aus dem Bunker hinaus und über den Kasernenhof zur offenen Reitbahn führt, glimmt zum ersten Mal Angst in ihren Augen auf. Rechts und links von ihnen gehen zwei Polizisten, alte, schweigsame Beamte. Man sieht es ihnen an, daß sie am liebsten fortlaufen möchten, um das, was in wenigen Augenblicken kommen wird, nicht erleben zu müssen.

Als letzter stampft der Henker, ein etwa dreißigjährigere Mann, die Pistole schon in der Hand, durch den Schnee.

Die Richtstätte, die ehemalige Reitbahn der Kaserne, weist eine große Anzahl Bombenrichter auf. Man spart also die Arbeit des Grabschaufelns.

Die Absperrung, das Gelände, ein Polizist mit der blanken Waffe in seiner klobigen Faust, das alles kommt den beiden Jungen plötzlich doch etwas seltsam vor. Eine schreckliche Ahnung steigt in ihnen auf, überfällt sie mit der Plötzlichkeit und Gewalt eines Raubtieres. Ruckartig bleiben sie stehen. Grauen steht nun in ihren Blicken, Grauen und Angst.

Brutal schiebt man sie weiter.

Und dann ist man dort angelangt, wo man von Anbeginn an hinkommen wollte. Es ist ein großer Bombenrichter, in dem man gut und gerne zehn und noch mehr Leichen verscharren könnte.

Noch leben aber die zwei Fremdarbeiter. Sie wehren sich, verzweifelt wehren sie sich. Sie stoßen und treten mit den Füßen nach ihren Bewachern und dem Henker. Nein, sie wollen noch nicht sterben. Wir haben doch nichts getan, wir sind doch keine Verbrecher, wollen sie sagen. Sie finden die Worte nicht, bringen sie einfach nicht über ihre Lippen. Nur Schreie, angstvolle, qualvolle Schreie kommen aus ihren Kehlen.

Man reißt die tobenden und wild um sich schlagenden Burschen in den Schnee, nagelt sie mit starken Fäusten an den Boden.

Der Henker hebt die Pistole. Einmal — dreimal — fünfmal setzt er an. Immer wieder rucken die Köpfe aus der Schußlinie. Dann bellt ein Schuß in den jungen Morgen hinein, noch einer und noch einer.

Und dann ist alles vorbei. Leblos liegen zwei halbwüchsige Menschen im Dreck und Schneematsch der Reitbahn. Dem Kriegsgesetz ist genüge getan.

Luftschutzpolizisten schippen den Bombenrichter zu. Aus! Fertig! „Der Kampfkommandant“ nimmt, beim Frühstück sitzend, die Meldung: „Urteil vollstreckt!“ — mit einer lässigen, wegwerfenden Handbewegung entgegen. Einsam und verlassen stehen in einer Ecke des Kasernenhofes zwei Gläser Marmelade.

(20)

Trotz der drohenden Todesstrafe leben in Saarbrücken immer noch ein paar Menschen, die sich unbefugt, also ohne Wissen und Erlaubnis der Befehlsorgane im Polizeibunker, in der Stadt aufhalten und dieses prächtig verstehen, sich dem Zugriff der Polizei zu entziehen.

Ihre Lage allerdings ist alles andere als rosig. Sie verbringen die Tage — einen wie den anderen — in ihren Verstecken unter der Erde, in irgendeinem Keller oder einem kleinen, privaten Bergstollen. Werden sie einmal entdeckt, dann führt der Weg, den sie dann gehen müssen, mit Gewißheit vor das Standgericht und von dort mit großer Wahrscheinlichkeit auf die Richtstätte im Gelände der alten Reitbahn. Mit Gnade haben sie kaum zu rechnen. Sie paktieren durch ihr Verbleiben in der Stadt mit dem Feind. Und das ist ein Verbrechen.

Niemand von all diesen modernen Höhlenbewohnern hat wohl damals geglaubt, daß es Monate dauern würde, ehe der Amerikaner sie überrollen könnte. So sitzen sie denn schon seit vielen Wochen hinter gut gesicherten und „verrammelten“ Stollen- und Kellertüren. Meistens im Dunkeln, denn mit den Kerzen muß sehr sparsam umgegangen werden. Feuer dürfen sie keins anzünden, denn der abziehende Rauch würde sie sofort verraten. Langsam gehen die Lebensmittelvorräte zur Neige und auch an Trinkwasser fehlt es immer mehr. Daß sie trotz all diesen Schwierigkeiten aushalten können, verdanken sie dem feindlichen Beschuß, der auch die Häscher in Deckung zwingt, und der fast friedensmäßigen Regelmäßigkeit, mit der die Polizeistreifen ihre Runden drehen. Nur der Schnee macht ihnen viel zu schaffen, denn wenn dieser oder jener auf Wasser oder etwas Eßbares Jagd macht, muß ihn stets eine zweite Person begleiten, die die Spuren verwischt.

Während diese wenigen Saarbrücker, die ihre Heimatstadt nicht ein zweites Mal verlassen wollten, mit den großen und kleinen Schwierigkeiten ihres Alltags zu ringen haben, beginnt in den noch vorhandenen Geschäften eine seltsame „Entrümpelung“.

Unter dem Kommando eines Leutnants der Schutzpolizei — der sich auf solche Dinge versteht — werden die Geschäfte durchstöbert und die noch darin befindlichen, brauchbaren Waren auf Lastwagen verladen und in die Polizeikaserne gefahren. Hier landen sie in einem großen Kellerraum.

Und dann wird verkauft!

Was Sterne auf dem Kragenspiegel und den Achselstücken trägt — SS- und Wehrmachtsoffiziere, Uniformträger der Partei usw. — findet sich in erwähn-

tem Keller ein und schleppt fort, was ihm gefällt und er bezahlen kann. Die Preise macht ein Polizeimeister, der — man merkt es ihm an — von „Tuten und Blasen“ keine blasse Ahnung hat. Er peilt den Wert der Ware einfach über den Daumen.

Es gibt alles zu kaufen: Eßbestecke, Porzellan, Wäsche, Kleider, Stoffe, Schuhe und hundert andere Artikel mehr. Und vor allem: Schnäpse, Weine und Liköre.

Die Kasse des Polizeimeisters quillt bald über. Die kauflustigen Herren verfügen alle über dicke Brieftaschen. Und so kaufen sie denn und kaufen und kaufen.

Ob über die riesigen Entnahmen aus dem Eigentum der evakuierten Bürger jemals Buch geführt worden ist, das entzieht sich leider der Kenntnis. Interessant wäre es auch, zu wissen, wohin die Einnahmen aus den Verkäufen geflossen sind.

Der SS-Obersturmbannführer wird in dieser Zeit immer unnahbarer und mürrischer. Mit seinen wandelbaren Launen terrorisiert er alle ihm unterstellten Männer. Und wer ihn dabei beobachtet, wie er sich allmorgendlich im Schutze des Polizeibunkers die Füße vertritt, merkt dem Herrn „Kampfkommendant“ an, daß er selbst nicht mehr an den Endsieg und an eine erfolgreiche Verteidigung der Stadt glaubt.

Im Kreise seiner Offiziere allerdings, gebärdet er sich nach wie vor siegesicher. Wütend verteilt er „Zigarren“, wenn seinen Anordnungen nicht pünktlichst und genauestens nachgekommen wird.

Wie ein Berserker tobt er, als man ihm einmal einen „Russenstreich“ meldet, der fast unglaublich anmutet.

In Malstatt, Ecke Ludwig- und Turnerstraße, in der Ruine der Wirtschaft Pabst, haben sich in den noch erhaltenen Kellerräumen einige russische Kriegsgefangene und Zivilarbeiter festgesetzt. Die fortwährende Schufterei im Hagel der Bomben und Granaten und unter dem Beschuß der Tiefflieger, das reine, klare und nur etwas angewärmte Wasser, zu dem die Aufseher Suppe sagen, und noch verschiedene andere Dinge — vor allem die Erwartung des baldigen amerikanischen Angriffs — haben in ihnen einen verzweifelten Mut ausgelöst. Sie wollen endlich frei sein, wollen sich wenigstens einmal am Tag sattessen und nicht mehr in jeder Minute ihr Leben aufs Spiel setzen müssen.

Und so verschanzen sie sich denn in den erwähnten Kellern.

Natürlich werden sie sehr schnell von der Polizei entdeckt. Man fordert sie auf, aus den Löchern und Kellern hervorzukommen und sich zu ergeben. Die „Iwan's“ denken nicht daran. Und als man sich ihrer mit Gewalt bemächtigen will, setzen sie sich mit der Waffe in der Hand zur Wehr.

Die Polizei zieht Verstärkung hinzu, jedoch auch diese Liebesmüh ist vergeblich. Aus den Kellerlöcher hämmern den Uniformierten Geschoßgarben entgegen und zwingen sie zum Rückzug. Auch die später zur Hilfe herbeigeholte Wachkompanie vermag nicht viel auszurichten. Stundenlang liefern sich die Russen und die Männer der Polizei ein hartnäckiges Feuergefecht. Schließlich entschließt sich die Wachkompanie, den „Gefahrenherd“ einzukreisen und aus sicherer Entfernung zu belagern.

Die Russen — niemand wird mehr feststellen können, woher sie die Waffen sich besorgen konnten — haben sich also in der Festung Saarbrücken eine eigene gebaut und verteidigen sie mit Geschick und unerhörtem Mut.

Erst als sich die Nacht über die Stadt legt, bekommen die Belagerer Oberhand. Im Schutze der tiefen Dunkelheit schaffen sie geballte Ladungen und Bombenblindgänger verschiedener Kaliber heran, die man um das so gefährliche Ruinengrundstück verteilt.

Kurz danach zerreit ein gewaltiger Feuerschlag die Nacht. Und unter den einstürzenden Kellergewölben wird die erste in Saarbrücken gebildete Widerstandsgruppe begraben und ausgelöscht.

Nach diesem kurzen Zwischenspiel, setzt in verstärktem Maße die Suche nach entsprungenen Fremdarbeitern und Kriegsgefangenen ein.

Noch spät in der Nacht bringt man einen Schub Russenfrauen — junge und alte — in den Polizeibunker. Man hat sie irgendwo in der Stadt aufgetrieben. Viele von ihnen tragen ein zusammengeschnürtes Bündelchen unter dem Arm. Sie enthalten nicht viel, ein paar Wäschestücke, meist zerrissen und arg verschmutzt. Keine von den Frauen streitet es ab, diese armseligen Fetzen irgendwo in der Stadt, auf den Trümmerfeldern aufgelesen zu haben. Sie verstehen nicht, daß man sie nun wegen Plünderns anklagen wird. Was wissen sie denn schon von den Gesetzen des Krieges, nach denen sie schuldig geworden sind. Über Nacht werden die Frauen in einen Keller eingesperrt.

Der nächste Morgen bringt sie vor das Standgericht — und wieder zeigt der Daumen nach unten — das sie nach kurzer Beratung zum Tode verurteilt.

Auf zur Reitbahn!

Nein, zur Reitbahn geht es diesmal nicht. Und das hat einen besonderen Grund. Dem Kommandeur der Schutzpolizei, einem ehemaligen Major der Wehrmacht, gehen diese Erschieungen in unmittelbarer Nähe der Kaserne auf die Nerven. Er und seine Männer wollen mit den Erschieungen nichts zu tun haben.

Der Kampfkommandant weiß aber sofort einen Ausweg. Er ordnet daher an daß die Erschieung der Frauen — um ein Exempel zu statuieren — in dem Russenlager und zwar vor versammelter Belegschaft zu erfolgen hat.

Die verurteilten Frauen, darunter eine schwangere, werden in einen alten Autobus verladen und in das kaum zehn Minuten entfernt gelegene Lager gefahren.

Hier müssen sie sich in einer Reihe aufstellen und die bunten Kopftücher abnehmen. Der Vollstrecker des Urteils, eine glänzende MP in Händen, tritt hinter die Frauen und „waltet“ seines Amtes.

Auch von der Exekution zu berichten, ist Pflicht des Chronisten. Die Exempel nämlich, die hier kurz vor der amerikanischen Besetzung Saarbrückens, vor tausend Menschen statuiert werden, sind eine giftige Saat, die erst später aufgeht.

Inzwischen haben auch die Polizei und die Luftschutzpolizei Saarbrücken verlassen. Erste wird nach Sintringen verlegt, während die LSP in der Nähe der Stadt verbleibt.

Auch das im Stadtteil Alt-Saarbrücken gelegene Feldlazarett, das bis zu dieser Zeit im Stollen am Hofbräuhaus der Verwundetenbetreuung diente, muß seinen Standort wechseln.

In der Brauerei Bruch, im Stadtteil St. Johann, wird ein neuer Hauptverbandsplatz eingerichtet. Es steht unter der Leitung des bekannten Saarbrücker Arztes Dr. Korn, welcher vorher als Stabsarzt in der Polizei Dienst tat. Dr. Korn's tüchtige und unermüdliche Helfer sind der Internist Dr. Scharck und der Chirurg Dr. Küppers. Auch diese beiden Namen sind in Saarbrücken bestens bekannt.

Ein Sanitätszug der Luftschutzpolizei und einige französische Kriegsgefangene bilden den Personalbestand des neuen Lazarettes.

Tagtäglich wird mit einem Durchbruch der Amerikaner gerechnet. Auf den noch unzerstörten Saar-Brücken liegen Bomben schwersten Kalibers, mit denen man zur gegebenen Zeit diese wichtigen Flußübergänge in die Luft sprengen will. Auch in den Stollen der Alt-Stadt häuft man Sprengmittel auf und spickt sie mit Minen. Der Feind soll nirgends einen Unterschlupf finden.

Der „SS-Doktor“ räumt mit seinem Stab ebenfalls den Polizeibunker in der Mainzer Straße. Er siedelt in den „Saarstollen“ über und zwar deshalb, weil man von hier aus die Möglichkeit hat, den Festungsbereich Saarbrücken unterirdisch zu verlassen.

Im „Saarstollen“ läßt sich der Obersturmbannführer ein „bescheidenes“ Stübchen einrichten. Das Inventar hierzu — darunter kostbare Teppiche — „leiht“ man sich in den in der Nähe gelegenen Hotels aus. Und auch der Weinkeller ist wieder bestens angefüllt.

Das Vorrücken der Amerikaner wird täglich spürbar. Sie nähern sich der linken Saarseite entlang Saarbrücken. Der andere Angriffskeil, bei Güdingen, stößt zuweilen bis zum Panzergraben St. Arnual vor.

Auf unserer Seite fehlt es immer mehr an Soldaten und Material. Endlich merkt auch die Heeresleitung, daß sie das Saarbrücker Loch — und wenn auch nur notdürftig — etwas zustopfen muß.

In den frühen Abendstunden werden auf dem Bahnhof Brebach die Reste einer SS-Division ausgeladen. Wie ein langer, grauer Bandwurm schlängelt sich diese Truppe durch die Mainzer Straße über die Paul-Marien-Brücke in die Altstadt. Von hier aus soll — in den kommenden Morgenstunden ein Angriff auf die amerikanischen Stellungen auf der Höhe des Sonnenberges unternommen werden. Von der Talstraße ab bis nach St. Arnual hinein, sind die Bürgersteige trotz der Kälte mit erschöpften Gestalten gespickt, die, das Sturmgepäck unter dem Kopf, ein paar Stunden Schlaf erhaschen wollen. Die Stollen, die vor ihrer Nase liegen und die ihnen gute Unterkunft gewährt hätten, sind vor ein paar Tagen vermint worden. Das Betreten der Häuser ist der Truppe untersagt.

Es ist die erste Nacht seit Anfang Dezember 1944, die ruhig, vollkommen ruhig über der Stadt liegt. Weder Freund noch Feind schießen.

Der Angriff aber, der dann auch wirklich in der Dämmerung des neuen Tages gegen die amerikanische Stellung vorgetragen wird — und das ohne jegliche Artillerieunterstützung — bringt keineswegs den erwarteten Erfolg. Der Sturm auf die Höhen des Sonnenberges bleibt schon in den Anfängen stecken. Als es unten im Wald zu rascheln beginnt und sich derbe Stiefel einen Weg durch das dichte Unterholz bahnen, wird es auch auf dem durch Minen ge-

sicherten Bergrücken urplötzlich lebendig. Die Granatwerfer beginnen ihre schaurige Melodie, Handgranaten und Maschinengewehrfeuer prasseln den Angreifern entgegen.

Noch bevor die deutschen Truppen den bekannten Felsenweg erreicht haben, ist der Angriff abgestoppt und bricht zusammen.

Mit dem vergeblichen Anrennen gegen die feindlichen Stellungen auf dem Sonnenberg, endet die einzige größere Kampfhandlung, die im unmittelbaren Raum Saarbrückens stattfindet.

Wie sich nun das Schicksal der Stadt weiterhin gestalten wird, darüber wissen selbst die militärischen Stellen nichts auszusagen. Dunkel liegt auch vor ihnen die Zukunft.

Man weiß nur, daß irgendetwas in den kommenden Märztagen geschehen wird. Darauf deutet besonders die massierte Zusammenballung amerikanischer Geschütze vor den Toren Saarbrückens hin.

Mit der Räumung des Polizeibunkers und der Verlegung der Küche in die Nähe des Waldhauses — an der Straße Below Kaserne — Dudweiler — ist kaum noch Leben in der Stadt.

Der Festungsbau ist so gut wie beendet. Schachtelförmig, gleich riesigen Zigarrenkisten, erwarten hunderte Panzersperren die Stunde der Bewährung. Laufgräben ziehen sich von einem Haus zum andern, zerschneiden Plätze und Wege. In den „Hohlen Gassen“ — durch die mit größter Wahrscheinlichkeit die feindlichen Panzer anrollen werden — stehen leichte Geschütze und Abwehrkanonen. Munitionsberge häufen sich in greifbarer Nähe. Weiße Bänder flattern allorts im Winde. Sie rufen dem Kundigen zu: „Vorsicht! Minen!“ Verborgene in Löchern, Laufgräben und Stollen, sitzen die Bedienungsmannschaften der Geschütze, Landser, Volkssturmlaute und HJ-Buben, deren Kindergesichter noch vor Begeisterung und Erwartung der kommenden Heldentaten leuchten.

Es häufen sich die Anzeichen, die darauf schließen lassen, daß man sich mit dem Gedanken trägt, in und um Saarbrücken die Kriegstaktik der „verbrannten Erde“ anzuwenden.

Pioniere tauchen in allen Ecken und Winkeln der Stadt auf. Geschäftig und voller Eile hantieren sie mit Sprengladungen und Zündkabeln. Man sieht sie an Bahnübergängen, Brücken und einzelnen Gebäuden. Großkalibrige Bomben verschwinden hinter Kanaldeckeln, werden in unterirdische Schächte, dort, wo Strom-, Gas-, Wasser- oder Telefonkabel liegen, gebettet. In Fabriken und Hütten wird mit fachkundigem Blick geprüft, was dem Feind von Nutzen sein kann und deshalb zerstört werden muß. Übereifrige verlangen sogar, daß man schon jetzt die Saargruben unter Wasser setzt.

Aber alles kommt anders. Anders jedenfalls, als es sich die Herren um den „Kampfkommandanten“ ausgemalt haben.

Die Amerikaner befinden sich in zügigem Vormarsch an Mosel und Rhein. 19. März 1945. Oberbürgermeister Schwitzgebel hält sich mit seinem Stab und einigen Beamten der Stadtverwaltung im Schmollerbunker auf. Mit wenigen Worten, noch des Führers gedenkend, entbindet er seine Untergebenen ihres Dienstes. Er löst die „Stadtverwaltung“ auf und stellt es jedem anheim, sich nach dem übrigen Deutschland durchzuschlagen.

Gegen Mitternacht kommen dann einzelne Offiziere aus der letzten, aber für Saarbrücken entscheidenden Lagebesprechung. Es wird sehr schnell bekannt, daß die Stadt kampfflos geräumt werden soll.

Daraufhin verläßt der SS-Obersturmbannführer grußlos das ihm zur Verteidigung anvertraute Saarbrücken. Ihm folgen eilends die Gestapoleute, die sich im Villenviertel zwischen Scheidter- und Tannenbergstraße häuslich niedergelassen hatten.

Die restlose Räumung der Stadt ist für Mitternacht angesetzt.

Fast auf die Minute pünktlich öffnen sich im Vorfeld Saarbrückens die Bunkertüren des Westwalls. In Einerreihen, die Knarren kopfgehängt, steigen müde Gestalten von den Höhen herab in die Stadt. Es sind die Landser, die Saarbrücken hatten verteidigen sollen. Sie sammeln sich im St. Johanner Stadtwald, um im Schutze der Bäume in Richtung Dudweiler sich abzusetzen.

Bis in die Morgenstunden des 20. März hält dieser Auszug aus Saarbrücken an. Auch jetzt merken die Amerikaner gleich, was los ist. Die ungewöhnliche Truppenbewegung in und um Saarbrücken, ruft ihre Artillerie auf den Plan. Die übliche Kanonade verstärkt sich in einem beträchtlichen Maße und gilt diesmal nicht nur der Stadt, sondern auch deren Ausfallstraßen.

Von deutscher Seite antworten jetzt nur noch die Batterie in der Scheidter Straße und die Granatwerfer auf dem Theaterplatz.

Die Granatwerfer erhalten, kaum daß sie sich eingeschossen haben, einen Volltreffer. Sie stellen daraufhin das Feuer ein. Und die Einheit rückt ebenfalls ab. Die schwerverwundeten Kameraden legt man in der Saarstraße im Schankraum der Gastwirtschaft „Dampfschiff“ nieder. Der Hauptverbandsplatz „Bruch's Brauerei“ wird hiervon verständigt.

Um diesen Verbandsplatz, der etwa 30 Verwundete beherbergt, entspinnt sich noch ein Streit, bei dem sich Vernunft und Befehl in den Haaren liegen. Dr. Korn, der verantwortliche Leiter, hat natürlich auch den Absetzungsbefehl erhalten. Als Mensch und Arzt jedoch, die Lage der zum Teil recht schwer verwundeten Soldaten berücksichtigend, hält er es für humaner und auch vernünftiger, die Kranken in den bombensicheren Räumen zu belassen. Er läßt sich von dieser Meinung von niemanden, auch nicht von der wenig erfreulichen Aussicht, selbst in amerikanische Gefangenschaft zu geraten, abbringen.

Dr. Korn und einige wenige Getreuen verweigern den Abtransport der schwersten Fälle und verlassen die Stadt nicht. Sie wissen, daß sie damit das Risiko eingehen, noch in allerletzter Minute wegen Befehlsverweigerung dem Standgericht ausgeliefert zu werden.

Die beiden einzigen Krankenwagen, die bisher noch in der Stadt stationiert waren, stehen dem Hauptverbandsplatz nun auch nicht mehr zur Verfügung. Sie haben „wichtigere“ Aufgaben zu erledigen, als Verwundete in Sicherheit zu bringen. Sie transportieren noch in Saarbrücken lagernde Waffen und Munition zurück.

Mit einem Handkarren der Brauerei, dessen Räder mit Säcken umwickelt sind, fahren einige der zurückgebliebenen Sanitäter los und bergen so die letzten Verwundeten, auch die der Granatwerfereinheit.

Gerade sind sie damit beschäftigt, die Notverbände zu erneuern, als ein gewaltiger Donnerschlag die Luft erfüllt und die Erde erbeben läßt. Sekunden später trommelt ein Regen mächtiger Steinbrocken in die Wasser der Saar.

Die „Alte Brücke“ — der letzte Übergang über den Fluß — ist in die Luft geflogen. Niemand war da, diese sinnlose Tat zu verhindern.

Drei Landser finden bei dieser Sprengung den Tod. Sie hatten sich — wie sich später herausstellt — auf dem Sockel des Kaiserdenkmals zur Ruhe niedergelassen.

Die Amerikaner haben inzwischen das Feuer eingestellt. Und auch die letzte deutsche Batterie in Saarbrücken macht gegen 11 am 20. März 1945 endgültig „Feierabend“.

In diesem Augenblick ist der Krieg für die Stadt Saarbrücken beendet.

Eine köstliche Ruhe liegt über der Stadt. Kein kriegerischer Laut durchbricht mehr die Andacht dieser Stunden. Nur das Lied einer Amsel klingt von einer Ruine.

Nach vielen, bangen Jahren dröhnender, pfeifender und berstender Todesweisen, nach den schrillen Klängen einer schier nicht enden wollenden chaotischen Sinfonie, nun dieses einfache Vogellied. Es ist ein Frühlingslied und — so Gott will — auch ein Friedenslied.

Nur dieser Amselschlag tropft in die Stille.

Carl Büch

ALTE DORFWIRTSHAUSER IN GERSWEILER-OTTENHAUSEN  
AUS DEM VORIGEN JAHRHUNDERT



Dorfwirtshaus in Gersweiler  
Tuschezeichnung Carl Büch.

Vom Gasthausgewerbe des Mittelalters haben wir aus Urkunden keine Nachrichten. Wir hören später nur von Wirtschaften und Gasthäusern, in welchen Wein ausgeschenkt wurde. Erst die Anfänge des Brauwesens bei uns im 16. Jahrhundert ließen das Gasthausgewerbe unserer Tage entstehen. Einen Großteil der früheren Bierwirtschaften eröffneten die Biermacher selbst, die eben das Brauwesen bzw. das Brauereigewerbe erlernt hatten.

In Gersweiler, in diesem alten Bauerndorf, konnte damals natürlich kein Biermacher bestehen, hatte doch das Dorf im Jahre 1542 nur 28 Familien und 1746 erst 37 Haushaltungen. Im Jahre 1802 wohnten in Gersweiler 343 Personen.

Da in Gersweiler südlich des Hirschenbergs auch Wein angebaut wurde, war es selbstverständlich, daß wahrscheinlich die wohl einzige Wirtschaft in der Zeit vor 1800 nur Wein und eventl. Brandewein (Schnaps) zum Ausschank brachte.

Wir wissen aus Überlieferung, daß **Gersweiler Weinberge** besaß. Abgesehen davon, daß der Großvater des Verf. (geb. 1832) davon Mitteilung machte, weisen auch die noch bestehenden Hochraine (mittelalterliche Landbauweise) darauf hin. Sie befinden sich südlich des Hirschenbergs. **Frau Luise Blatt geb. Diesinger** gibt uns hierzu noch einen Hinweis. Sie nennt dem Verfasser einen unbekanntes Flurnamen, welchen sie aus vergangenen Jahren aus der Landwirtschaft ihrer Eltern noch kennt. Die Flur befindet sich in den Anhöhen nördlich des Willerbachs. Gemeint ist damit das

**R e p p - S t ü c k , (Flurname)**

ein Stück Land früher mit Reben bebaut. Repp = Rebe (Mundart-Ausdruck). Zudem stellten die hiesigen Glashütten auch Weingläser her. In alten Gersweiler Familien, auch beim Verf., werden noch einige dieser Produkte sorgfältig gehütet. Siehe Carl Büch „Alte Wirtschaftsbetriebe im Gersweiler Raum“. S. 70, Abb. No. 11.

Wenden wir uns jetzt den alten Gastwirtschaften zu. Dazu gehören die **Büchen** mit einer gewissen Tradition als Wirte und Gastgeber. Sie stammen aus dem Köllertal, waren Wirte, eben Weinwirte und traten offenbar sehr vermögend 1584 erstmals auf. Der Familienforscher, Herr Pfarrer Rug, teilte dem Verf. darüber am 16. 3. 1954 folgendes mit:

Im 30jährigen Krieg kamen im März 1632 französische Truppen ins Köllertal, belästigten die Einwohner sehr und sofften alle Weinfässer leer. Bei den *Biechen* zu Bietschied wurden getrunken: das erste Mal zwei kleine Sester, halten dritthalb Ohm und ein Viertel, das zweite Mal ein Faß, hält 3 Ohm und zwei Viertel, das dritte Mal hält vierhalb Ohm und anderthalb Viertel. Zusammen wurde bei den *Biechen*, die offenbar auch Weinwirte waren, 13 Ohm vierviertel Wein getrunken. Die Gersweiler **Büch** sind die Nachkommen der vorgenannten *Biechen*, hier in Gersweiler eingewandert vor 1777.

Über die Gersweiler Gastwirte selbst ist uns aus der früheren Zeit wenig bekannt. Etwa um 1815 berichten uns Urkunden vom damaligen Bürgermeister, bzw. dem Gersweiler Maire **Traub Johann**, Wirt und Bäcker. Seine Tochter Wilhelmine heiratete 1839 den Georg Büch. Traub wohnte Haupt- und Krughütterstraße — Ecke, gegenüber der evangelischen Kirche, etwa an der Stelle des heutigen Hauses Schuler. Hier führte *Traub* seine Gastwirtschaft. Hier mußte er dem Verlangen der feindlichen Truppen gerecht werden. Wie schwer und unangenehm für Traub dies manchmal war, zeigt eine Naturalienanforderung des Sous-Prefect von Sarregemines namens Jacquinet, die übersetzt etwa folgenden Wortlaut hatte:

Sarregemines, 13. 5. 1815.

Nach den Anordnungen des Kaisers sollen die festen Plätze vor allen anderen notwendigen Dingen mit Belagerungsproviant versehen werden. Diese Bedürfnisse werden befriedigt durch Requisitionen, erlauben weder Verzug noch Zurückstellung und gestatten keine Widerrede.

Der Bürgermeister von Gersweiler muß in aller Eile am Tage des Empfanges dieser Ordre in die militärischen Magazine von Saarlouis folgende Mengen liefern:

- 1 4 Doppelzentner Weizenmehl
- 2 13 Doppelzentner Mischmehl
- 3 255 kg Reis, oder Trockengemüse in doppelter Menge
- 4 100 kg Trockengemüse
- 5 6 Doppelzentner Frischfleisch — lebend zu liefern
- 6 1 Doppelzentner gesalzenes oder Frischfleisch
- 7 150 kg gesalz. Speck
- 8 30 Doppelzentner Heu
- 9 8 Doppelzentner Stroh
- 10 13 hl Hafer
- 11 400 l Wein
- 12 300 l Brantwein
- 13 150 l Essig
- 14 50 kg Kerzen oder Öl als Ersatz in doppelter Menge.

Der Herr Bürgermeister wird Wagen requirieren, um alle diese Dinge an den besagten Ort bringen zu lassen.

Der Unterpräfect v. Sgmd.  
J a c q u i n o t

Traub war also verantwortlich für die ganze Dorfgemeinde, und jede Einquartierungsordre hielt sich an ihn.

Für die obigen Anforderungen mußte also schnellstens das Geld zum Wareneinkauf besorgt werden. Damals wie auch noch vor 1914 bestand ein recht gutes Einvernehmen mit der Forbacher Bevölkerung. So machten sich damals einige Herren des Schöffensrats Gersweiler nach Forbach auf den Weg. Die sehr bekannte Familie *Delinot* sagte den Betrag von 3500 Frs. zum Kauf der geforderten Waren zu. Sodann traf man mit dem Juden Feis Cahn von Forbach einen Akkord, wonach dieser sich verbindlich machte, für die Summe von 3500 Frs. Lebensmittel zu liefern.

Erst aus späteren Einnahme-Berichten des Bürgermeisters geht hervor, wie die Gelder zur Rückzahlung der Schulden wieder beschafft wurden.

Am 26. 8. 1815 verkaufte die Gemeinde an Jakob Rimi, Alte Glashütte, 200 Stämme Eichenholz zum Preise von 4600 Frs., an Samuel Kleber in St. Johann 62 Eichenstämme für Frs. 1200,—, an den Pastor von Kleinblittersdorf einen Eichenstamm für 24 Frs.

Das Schlagen dieses Holzes bedurfte einer besonderen Genehmigung. Trotz dieser vorgenannten schönen Einnahmen blieben die Kassen leer, da die dauernden Anforderungen der Besatzung eben zu hoch waren.

Mitte Juni des Jahres 1815 rückten deutsche Korps nach dem Saarland und weiter nach Westen. Dem bayrischen Armeekorps wurde zu dieser Zeit ein russisches Korps unter dem Kommando des Grafen von Lambert zugeteilt, bestehend aus 2 Kosaken- und 4 Husaren-Regimentern der 9. russischen Infanterie-Division mit 48 Kanonen, um mit diesen gemeinschaftlich zu operieren. Bald quartierten sich auch in Gersweiler russische Soldaten ein. Und heute noch kennt die ältere Generation die sogen. Russengräber, die sich auf dem alten Friedhof an der Lindenstraße befanden.

Doch was wissen wir von den damals hier einquartierten Russen? Sie mußten, wie auch ihre Pferde verpflegt werden. An Hand von damaligen Ausgabe-Rechnungen wurde uns erst der Druck, der auf unserer ganzen Bevölkerung lastete, bewußt. Immer wieder ist der Maire Traub der Verantwortliche. Er wird in dieser Zeit manch schlaflose Nacht verbracht haben. Da waren z. B. in den Monaten September und Oktober 1815 = 2000 Pfund Fleisch abzuliefern. Den größten Teil der Ware beschafften die Metzger Wilhelm *Schuler* aus Gersweiler und David *Porcher* aus Saarbrücken. Das Pfund Fleisch berechnete man mit 45 Centimes. Diese Fleischlieferungen wurden zur Verpflegung der Einquartierten unter die Einwohner verteilt. Einmal ist die Rede von über 1500 Frs. für geliefertes Fleisch. D. Porcher aus Saarbrücken lieferte auch Brann dewein, und zwar 16 Hotten und 16 Maß, die Hott zu 34 Frs. = 571,21 Frs. Gersweiler hatte damals an 70 Häuser mit 650 Einwohnern. Diese ca. 80 — 100 Familien mußten die hohen Einquartierungskosten aufbringen. Was die Gersweiler Bauern außer obigem zu liefern hatten, geht aus folgendem hervor: Da lieferte z. B. *Jochim Bück* (der Urgroßvater des Verf.) 9 Quart. Hafer und 70 Pfund Heu, *Johann Mattge* (Mathieu) ebenfalls 4 Quart. Hafer, *Kath. Maurer* 3 Faß Hafer.

Von der Wehrdener Miehl (Mühle) nach Lixheim bei Pfalzburg war Mehl zu liefern für die Gersweiler Rechnung.

*Johann Bück* lieferte 29 Ctr und 70 Pfund Heu. Kleinere Lieferungen erledigte der Maire Traub selbst. Aus seinen Notizen seien nachstehend einige herausgegriffen. Da heißt es z. B.:

Habe 10 Ordonanzboten einen Laib Brot und einen Schoppen Brandewein zum Verzehren gegeben.

Einer Kaiserl. Patrouille 1 Schoppen Brandewein und ein Brot gegeben. —

Für die Ordonanz andernhalben Schoppen Ohlig gekauft.

Wegen Gang nach Forbach, um die russ. Soldaten loszuwerden, Verzehr- und Trinkgeld gegeben.

An die Soldatenwacht und Ordonanzen Branntwein gegeben. — Auf die Wache gegeben für die Soldaten 10 Bürden Stroh.

An die fremden Fuhrleute bezahlt, damit sie eine Station weiter gefahren sind, und der Kapitain dies befohlen hat, die Fuhrleute zu bezahlen. Wenn es an Fuhren mangelte einem jedem 12 Frs. gegeben.

An den russischen Quartiermacher gegeben, weil der den Weg ohne Reitpferd gemacht hat und weil kein Pferd zu bekommen war = 4,— Frs. Weiter bei dem Rückmarsch Kaiserl. russ. Truppen in den ersten 8 Tagen und in den letzten 9 Tagen an die Soldatenwacht 70 Bürden Stroh gegeben. Heu gekauft von *Math. Ries* für den Durchmarsch der Truppen. 1 Ctr. Heu bei *Friedrich Berger* genommen für die kgl. preuß. Soldatenpferde und für die Bauern, für welche mich der Obrist gezwungen hat. 2 Ctr. Steinkohlen auf die kgl. Preußische Wacht gegeben.

Sehr oft mußte Brann dewein ausgegeben werden, weil sie zu hart gedrückt waren, nämlich an *David Kurz*, *Peter Ries* und *Johann Melling*. (David Kurz gehörte das Bauernhaus, welches später zur evangelischen

Schule an der Hauptstraße umgebaut wurde. Es würde wohl zu weit führen, wenn man alle diese Einzelposten nennen wollte. Fortwährend wurden die Bauern aufgefordert, Fahrten für das Militär auszuführen, bald nach Lixheim, nach Saargemünd, Saarlouis, Neunkirchen, Mainz usw. Alles dies ging auf Kosten der Bevölkerung; dann wurde wieder Ohlig verlangt, ein andermal Kerzen. Ein russ. Offizier, der in Klarenthal wohnte, zog nach Saargemünd. Noch nicht erhaltene Verpflegung für diesen Mann mußte nach Saargemünd nachgeliefert werden. Ein andermal verlangten die Soldaten 4 Pfund Schmalz zum Wagenschmieren. Ein russ. Rittmeister erhielt anstatt des verlangten Hafers, der einfach nicht zu beschaffen war, 356,— Frs. in bar. Auch Wagenreparaturen — Schmiedearbeit — mußte für die Besatzung ausgeführt werden. An das kgl. preuß. Lazarett in Saarbrücken wurden 250 Stück Trinkbecher geliefert. Ein anderer Posten lautete: Zwei Landern gelehnt. Sie sind samt den Lichtern verloren gegangen und müssen bezahlt werden. An eine bayrische Ordonanz, welche des nachts von hier abgegangen ist, mit auf den Weg gegeben: Fleisch, Brot und Brandwein. An Ohlig und Unschlittkerzen von den Ordonanzen im Haus verbrannt, mit welchem Licht man die Soldaten bey Nacht fortgeführt hat, = 3,50 fr.

Aus alledem ist zu ersehen wie sehr unser Wirt und die Gersweiler Bevölkerung durch das hier einquartierte Militär in Mitleidenschaft gezogen war. Für alle eine wahrlich harte Zeit.

Der erste nach Gersweiler gekommene Büch hieß **Joachim Büch**. Er heiratete am 13. Mai 1777 die K. E. Siebenschuh aus Gersweiler. Sie stammte aus dem Hause Philipp *Siebenschuh*. Der Vater Siebenschuh war Mitbegründer der Gersweiler Glashütte und sehr wohlhabend. Sein Haus steht unterhalb dem Hause Landwirt Herrmann, Hauptstraße. *Joachim Büch* war 1789 Maier in G. Er heiratete in zweiter Ehe am 18. 7. 1786 die Maria Magdalena Navelot aus Finstingen bei Saarunion. Vier Kinder aus dieser Ehe sind bekannt, darunter der letzte *Büch* Carl Johann, geb. 18. 10. 1795 zu Gersweiler. Er war verheiratet mit Dorothea Baltz aus Ermingen. Die Kinder aus dieser Ehe interessieren uns:

Es ist nun merkwürdig, daß ein Teil dieser obigen Kinder aus dem uralten Bauerngeschlecht noch den Betrieb einer Gastwirtschaft außer ihrer Landwirtschaft übernahmen. Sie schienen geschäftstüchtig, vielleicht auch beeinflusst gewesen zu sein.

**Büch Carl**, Gastwirtschaft in Gersweiler, Hauptstraße 50, übernahm das 1803 gebaute Bauernhaus mit einigen Parzellen Land. Er stockte das Haus 1856 auf und baute dazu eine Scheune. Später erfolgte noch ein Backofen-Anbau nebst einer Waschküche. Seine weiteren gekauften Parzellen bepflanzte er mit Obstbäumen. Die Landwirtschaft mit einigem Großvieh betrieb er weiter. Im Laufe der Jahre erstellte er eine Kegelbahn, um sein übernommenes Gasthaus mit Gartenwirtschaft noch reger zu gestalten. — In der 1845 eröffneten Steingutfabrik nahm Büchs Sohn später den Posten eines Werkmeisters an. Anlässlich des Neubaues des dortigen Herrenhauses der Fabrik lieferte das Gasthaus *C. Büch* zu dem Richtfest den Richtschmaus. (Etwa um 1880)

Die Arbeiter der Steingutfabrik verdienten gut. Sie konnten sich nach der Schicht noch ein Glas Bier erlauben und dies tranken sie meist bei ihrem Mit-

arbeiter *C. Büch*. Das Büch'sche Gasthaus hatte lange Jahre in Gersweiler den größten Bierausschank, dazu tagten hier auch ein Musikverein und verschiedene andere Vereinigungen. Das Gasthaus, sehr günstig an der Hauptstraße gelegen, hatte vor dem Hause einen freien Platz, dahinter eine große Gartenanlage. Diese wurde an Kirmes und an dem jährlich stattfindenden sogen. „*Büche Gartenfest*“ reichlich benutzt. Eine später neu angelegte überdachte Kegelanlage (mit Asphaltbahn) stand den vielen Kegelfreunden als einzige zur Verfügung.

Aus diesem gemütlichen Dorfwirtshaus erzählt uns der Verfasser in seiner „Gersweiler Kriegschronik von 1870“. Die Wirtin Frau *Büch* berichtet: Ich stand heute morgen wie immer um 5 Uhr auf. Bei meinem Gang über die Kegelbahn nach den Stallungen umringten mich viele französische Troupiers. Sie versuchten mich in Angst zu treiben und setzten mir das aufgepflanzte Bajonett auf die Brust, andere zielten mit dem Gewehr auf mich. Die in der Nähe weilenden Offiziere ließen die Mannschaften ruhig gewähren. Einige Offiziere beobachteten mit Ferngläsern die Landstraße nach Völklingen, die damals noch ohne Häuser, gut sichtbar, parallel zur Saar verlief.

Am 24. 7. 1870 berichtet unsere Wirtin vom Unterdorf:

Am frühen Nachmittag kehrte eine kleine Patrouille von zwei preußischen Infanteristen bei uns ein. Jeder trank ein Fläschchen Bier. Wir saßen in der Wirtstube und plauderten. Da kommt mein ältester Junge herein. „Na, habt Ihr keine Schule?“ „Nein, der Lehrer hat uns heim geschickt. Die Franzosen kommen.“ Ich sah zum Fenster hinaus. Ca. 200 Meter oberhalb unseres Hauses kommen auch schon die ersten Rothosen die Straße herunter. Der eine Soldat wird ganz bleich und sagte: „Wir sind verloren!“ „Du Feigling“, entgegnete der andere, trotzdem er auch nicht wußte wohin. Sie wollten sich verstecken lassen. „Nein“, sagte ich: „Ich führe Euch noch an die Saar.“ Schnell machten sie sich fertig, nahmen ihre Gewehre, und im Laufschrift gings hinter dem Hause durch die Gärten und die Brunnenwiesen an die Saar. Unsere Rufe hörte der Fährmann und kam. Er nahm die beiden Infanteristen auf, die somit der Gefangennahme entgingen. Jetzt kehrten die Franzosen bei uns ein. Jeder trank auch ein Fläschchen Bier, und sie bezahlten alles.

Soweit diese Episode. Wenden wir uns jetzt wieder unserm Gasthaus zu.

Im Mai 1914 starb der Gasthofbesitzer. Die Erben führten den inzwischen aufgeführten Neubau zu Ende und vermieteten den Gasthausbetrieb, der „*Zum Adler*“ genannt war, an einen Zäpfer. Bei Errichtung des Neubaues riß man die Scheune (zum alten Haus gehörig) ab. Umständehalber verkauften die nun alten Erben den großen Neubau in den Inflationsjahren. Damit schloß der seit über 100 Jahren bestehende Gasthausbetrieb seine Pforten.

**Büch Jakob**, Gasthaus und Schmiede in Gersweiler, Am Markt. Er war der Bruder des Vorgenannten. Am 1. Juni 1852 wurde der neue Bürgermeister namens Bölsch in Gersweiler eingeführt. Als Amtlokal und Wohnung diente das Haus des Gastwirts *Raven Peter*, eines offenbar sehr vermögenden Mannes. (Es ist das Haus heute Hettrich-Büch). 1854 wurde Bölsch versetzt. Sein Nachfolger war Joseph *Sprink* aus Merzig. Dieser verlegte das Amtsbüro in das von dem Gastwirt *Raven* erbaute Bauernhaus mit Scheune oberhalb der evangelischen Kirche, also in das jetzige Rathaus. Das erste Haus verkaufte Raven an den Jakob Büch und das gegenüberliegende Haus (heutiges Rat-

Abb. 1

haus) an die Gemeinde. Raven zog alsdann nach Burbach. (Heute Metzgerei Raven in der Wilhelmstraße.) *Büch Jakob* baute das Gasthaus weiter aus mit einem Saal. Hier tagte auch der neu gegründete Turnverein Gersweiler. Die bestehende Schmiede führte *Büch Jakob* weiter und baute das Anwesen 1901 nochmals neu. Nach dem Tode seines Vaters führte *Büch Fritz* diese Gastwirtschaft weiter. Als gelernter Bäcker eröffnete er im selben Hause seine Bäckerei, die er um 1910 vermietete. Die Schmiede gab er auf und führte dafür einen kleinen Handel in Eisenwaren, dazu nahm er den Verkauf von Baustoffen, Kohlen und Kartoffeln auf. Sein einziger Sohn Fritz kam krank aus dem Krieg zurück und starb bald darauf. Nach dem Tode des Vaters übernahmen seine beiden Töchter die Erbschaft. Die jüngere Tochter heiratete 1929 den Karl **Hettrich**, der das Eisen- und Haushaltswaren-Geschäft weiter führte. Heute wird es von seiner Schwiegertochter, Renate Hettrich geleitet. Die andere Tochter heiratete den *Remy Paul*, der einen Teil der dortigen umfangreichen Gebäude aus der Erbschaft übernahm, wie z. B. Wohnhaus, Hinterhaus und Schmiede. Diese Gebäude riß er ab und erstellte 1959 — 60 einen Neubau. Nach Fertigstellung der Häuser eröffnete er eine Bierwirtschaft, die er Ratsschenke nannte und hierfür einen Zäpfer einsetzte. Weitere Räume vermietete er 1960 als Tabak- und Lebensmittelgeschäft. **Egerton-Büch Johann**, Gastwirtschaft mit Kegelbahn in G., Hauptstraße 7, am Osteingang des Dorfes. Egerton stammte aus England. Er arbeitete zuvor in Wadgassen in der Steingutfabrik. Später erhielt er einen Posten in der hiesigen Steingutfabrik als Tellermacher und zuletzt als Meister. Seine Frau, Henriette geb. Büch führte die Gastwirtschaft. Dazu hielten die Eheleute noch Großvieh und trieben Landwirtschaft. Die Familie galt als sehr wohlhabend. Sie besaß auch viel Land in G. — Für die in den neunziger Jahren nach Amerika Auswandernden galt die Familie als Geldgeber. Nach dem Tode führte ein Sohn, der *Egerton Johann*, die Gastwirtschaft weiter, später die Tochter *Egerton Katchen*, ledig.

**Schmidt** kaufte 1948 das Anwesen mit Gastwirtschaft. Er baute das Haus neuzeitig um und führte anfangs die Gastwirtschaft selbst weiter, um sie alsdann einem Zäpfer zu überlassen. Die Kegelbahn ging ein. Die Wirtschaft heißt offiziell „Gasthaus zum Hirschenberg“ (Hirschberg ist falsch), volkstümlich auch „Bunker“.

Das Haus **Fritz Diesinger**, Landwirt in G., Hauptstr. unterhalb der evangelischen Kirche, ein Bauernhaus, ist in der alten Karte, Geometr. Grundriß Tractus I des Nassau-Saarbr. Dorf u. Bannes Gerschweiler v. Geometer Knörzer von 1762 verzeichnet. In späterer Zeit befand sich in dem Hause, außer der Gastwirtschaft **Thiel Fritz** auch dessen Bäckerei. Hier bediente auch ein junger Mann, namens Diesinger von Ottenhausen, die G. Postagentur. In dieser Wirtschaft arbeitete Regina Thiel (Thiele Rechin genannt) etwa um 1880. Im Jahre 1901 baute der Besitzer Fritz Diesinger das Haus um und modernisierte es. Während dieser Zeit wohnte die Familie Diesinger im Hause Georg Büch Ecke Hauptstraße und Meierei. Verf. erinnert sich: Kartoffeln sollte er kaufen. Vom alten Diesinger'schen Hause schickte man ihn ins Büch'sche Haus. Dort befand sich auch die Wirtschaft und Bäckerei Thiel. Dies war 1901. Sie war im ersten Stock.

Mitteilg. von Fritz Ries und Luise Diesinger-Blatt.

**Häring Witwe** in G., Krughütterstraße 2, führte hier noch um die Jahrhundertwende eine Gastwirtschaft. Das Gasthaus ist sehr alt. 1793 besetzten

französische Soldaten unser Dorf, um ihre Ideen mit Waffen und Gewalt auszubreiten. Sie raubten und plünderten, auch die ärmste Hütte verschonten sie nicht. Am 1. 9. 1795 hatten sich 4 französische Dragoner in G. herumgetrieben und geräubert. Nach ihrem Raubzug besuchten sie das Wirtshaus, indem sich auch aufgeregte Gersweiler Einwohner befanden. Ein Dragoner zog beim Betreten der Wirtsstube seine Pistole und schoß dem 17jährigen *Johann Theobald Müller* eine Kugel durch den Kopf. Das Haus ist heute aufgestockt und verändert. In späterer Zeit übernahm *Traub Georg* die Gastwirtschaft und alsdann *Traub Sofie*.

**Ries Georg**, Wirtschaft zur Klette. In dem abgerissenen Hause, (später) Büch Georg jun. gehörend, Ecke Haupt- und Brunnenstraße, befand sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Wirtschaft „Zur Klette“. Inhaber war der Wirt Georg Ries. Zur besseren Kenntlichmachung seines Betriebes stand eine Klettepflanze auf seinem Dach, die wahrscheinlich sich selbst zuerst hierher verpflanzte und später an dieser Stelle in die Dachrinne gepflanzt wurde. Eine Tochter des Wirts heiratete den Schlossermeister Müller Jakob, diese war damit nur unter dem Namen Kletteschorsch's Lina bekannt. Sie wohnte in der Talstraße in Gersweiler.

Angaben v. Friedr. Ries

**Schulz**, Gastwirtschaft befand sich in dem Hause, welches heute das Gemeindehaus ist. Die Wirtschaft gehört etwa in die Zeit um 1860. Der Wirt ging später nach Amerika. Alsdann mietete ein Mann namens Korn, Wirt und Metzger, die Räume. Dann kaufte **Karl Ries** dieses Anwesen. Er baute das Haus neu auf. Hierin befand sich die Postagentur, welche durch die Tochter, die spätere Frau Hacke, bedient wurde.

Mittlg. Fritz Ries

**Ries Karl** verkaufte das obige Anwesen und baute das „Gasthaus zur Post“ Ecke Krughütter- und Kirchenstraße. Die Postagentur verlegte man jetzt in diesen Neubau *Ries Karl*. Im Jahre 1907 kaufte dieses Anwesen: mit Wirtschaft: 1. Karl Blatt, 2. Georg Blatt, 3. Eheleute Jakob Weinkauff und Frau Lina geb. Blatt zusammen für 36 000 Mark. (Die Geschwister Blatt stammten aus dem Hause am Willerbach.) Die Eheleute Weinkauff führten lange Jahre den Wirtschaftsbetrieb mit Saal und eine Bäckerei. Vom Jahre 1907 ab tagte dort der Turnverein Gersweiler bis er 1924 die Turnhalle als eigenes Anwesen erwarb.

Mitteilg. v. Luise Blatt geb. Diesinger

**Görgen Peter**, Gastwirt und Bauunternehmer, baute um 1910 Ecke Krughütter- und Pfählerstraße eine Gastwirtschaft mit kl. Saal. Im Jahre 1924 kaufte der T. V. Gersweiler das Anwesen. Seitdem führt der T. V. Gersweiler die Gastwirtschaft durch Zäpfer weiter. Es folgten u. a auch Vermietungen durch Einschalten einer Brauerei. Die später gebaute Turnhalle ist an das alte Wirtslokal angeschlossen.

Beim Kauf des Anwesens ergaben sich Unannehmlichkeiten, die sich aus früheren Abmachungen des Verkäufers mit seiner Brauerei ergaben, wobei auch das Gericht noch in Anspruch genommen werden mußte.

**Spelmanns Franz**, Gastwirtschaft an der Grenze bei Schoenecken.

Diese allbekannte Ausflugswirtschaft nannte sich „Sprinks Haus“ und dann „Zur grünen Warte“.

Der Bürgermeister Joseph Sprink, Gersweiler, aus Merzig, wurde 1854 gewählt. Die Räume, die bisher als Büro und Bürgermeister-Wohnung bereit standen, mußten wegen Hausverkauf aufgegeben werden. Da im Dorf keine geeigneten Wohn- und Büroräume vorhanden waren, wollte Sprink seine Wohnung und das Amtlokal nach Saarbrücken verlegen, was jedoch von der Gemeindevertretung abgelehnt wurde. Das Verwahrlokal am Schulhaus wollte man bauen, oder im evangel. Schulhaus in der Hauptstraße von dem Lehrer zwei Zimmer abmieten und diese als Büroräume benutzen. Dies letztere verwirklichte man. Sprink bezog alsdann das seiner Frau gehörige Haus an der Grenze bei Schoenecken. Das Haus ist 1864 gebaut. (Verf. ist der Meinung, daß Sprink das Haus selbst baute, um seine eingetretene Wohnungsnot zu meistern.) Sprink hatte eine Tochter und einen Sohn. Spelmanns, ein Geschäftsmann, heiratete die Tochter. Damit kam das Haus an die Familie Spelmann, deren Nachkommen noch im Besitze des Hauses sind. Das Haus mit der Gastwirtschaft ging vom Großvater im Jahre 1927 an den jetzigen Inhaber Herrn Franz Spelmanns über.

Mitteilg. Franz Spelmanns und Urkunden.

**Bär**, Wirtschaft um 1880 im Hause Ost-Ecke-Heuweg und Hauptstraße. Später kaufte Schneider das Haus. Zwei Eingänge mit Freitreppen führten zum Lokal. Bei Erbschaft teilte man das Anwesen. Die Freitreppen an der Hauptstraße mußten um 1930 entfernt werden.

Mitteilg. v. Fritz Ries

**Schauß Jakob** Gastwirt, Ecke Schul- und Krughütterstraße. In diesem kleinen Doppelhaus führte Schauß eine Wirtschaft mit Kegelbahn und Garten. Auch *Schauße Gartenfest* wird der älteren Generation noch in Erinnerung bleiben. Nebenbei schloß sich ein Geschäft an. Zu diesem Doppelhaus führte eine kleine Treppe durch eine Mauer, die diesen kleinen Bauten in ca. 2 m Höhe über der Straße vorgelagert ist. Das Bauwerk gehört in die Zeit um 1800. Nach dem Tode der Eheleute ging das Verkaufsgeschäft ein. In den Gasträumen tagte der Gesangverein von 1857 und die Gersweiler Casino-Gesellschaft. Kurz nach dem letzten Krieg sperrte man das Lokal, um es bald darauf wieder freizugeben. Doch die Geschwister (Erben) ließen den Wirtschaftsbetrieb nicht mehr aufleben.

**Ries Wilhelm**, Wirtschaft im Oberdorf in G. (Krughütterstraße). Das Lokal befand sich oberhalb dem Hause Philipp Schneider und unterhalb dem Hause Klein. Die Wirtschaft wurde später verlegt.

Mitteilg. Fritz Ries

**Diesinger Fritz**, Gastwirtschaft in Ottenhausen, Hauptstraße.

*Kneip*. Das Gasthaus gehörte zuvor einer Familie Kneip aus Klarenthal, dessen Frau eine geb. Diesinger war. K. baute 1886 das Gasthaus und 1904/05 den anschließenden Saal. Den Saal benutzte die Gemeinde längere Zeit zum Volksschulunterricht für die drei jüngeren Jahrgänge. Die älteren Schüler beider Konfessionen besuchten die Schule in Gersweiler.

T. V. Ottenhausen kaufte später das 38 a große Anwesen.

Mitteilg. H. Schütz, Ottenhausen

**Herrmann J.**, Gastwirtschaft, Ottenhausen, Hauptstraße. Das Grundstück (Klotz) gehörte zuvor Ludwig Herrmann.

Joh. Herrmann sen. eröffnete um 1870/80 das heute noch bestehende Gasthaus. Der Saal wurde 1903 erstellt. Zuvor fand sich auf dem Grundstück eine Schmiede von J. Herrmann. Bekannt ist noch, daß diese Schmiede die Pfeifen für die Gersweiler Glasmacher anfertigte und lieferte. Später versah L. Herrmann den Betrieb und alsdann seine Tochter.

Mitteilg. H. Schütz, Ottenhausen

**Trenz Wilhelm**, Gasthaus in Ottenhausen, Hauptstraße.

Den bereits bestehenden Bau riß T. ab und baute hier eine Wirtschaft mit Tanzsaal. — In späterer Zeit benutzte die Kath. Kirchengemeinde den Saal als Notkirche. Heute befindet sich hier das Geschäft Nettmann.

Mitteilg. H. Schütz, Ottenhausen

**Zum Krokodil**. Das heutige Gasthaus in G. unter diesem Namen, in der Hauptstraße, vis à vis unterhalb der Talstraße, gehörte im vorigen Jahrhundert *Fritsch Konr.*, alsdann dessen *Sohn*.

Um die Jahrhundertwende übernahm **Echternach J.** die Gastwirtschaft.

**Maurer Ernst** kaufte alsdann das Anwesen. Er diente zuvor bei den Saarbrücker Dragonern, kam dadurch öfter nach Gersweiler und lernte hier die Berta Walter kennen, die er heiratete. Von Beruf Bergmann, übernahm er eines Tages die obige Gastwirtschaft. Er war sehr rührig und baute bald den oberen Stock des Hauses zu einem Saal aus. Hier fand dann viele Jahre Tanzmusik statt. Bald nach 1900 baute M. einen sehr geräumigen Saal hinter seinem Hause. Während des Weltkriegs benutzte die Gemeinde die Räume zur Lagerung der zugeteilten Lebensmittel. 1921 verkaufte M. das ganze Anwesen an die **Gemeinde Gersweiler**. Diese führte die Gastwirtschaft durch einen Zäpfer unter dem Namen „**Bürgerhalle**“ weiter. Maurer zog alsdann nach Saarbrücken.

**Bliemeister Hans**, ein Norddeutscher, kaufte 1933 das Anwesen zu günstigsten Bedingungen von der Gemeinde. Er führte jetzt die Wirtschaft unter den Namen „**Deutsches Haus**“ weiter. In dem großen Saal richtete Bl. ein öffentliches Kino ein.

1946—52 pachtete Charles Volz und später noch andere den Betrieb, welchem er jetzt den Namen „**Zur Freiheit**“ gab. Als dann vermietete Bl. den Gasthofbetrieb an Lauer Heinz, das Kino an einen Herrn Gard, Saarbrücken. Nach einigen sonstigen Experimenten stellte dieser den Kinobetrieb ein. Für die Gastwirtschaft engagierte Bl. später Zäpfer.

Mitteilg. Schneider

**Dierstein Johann**, Gastwirtschaft in Gersweiler, Hauptstraße 82, war zuvor Bäcker (geb. 1875). Sein Körper vertrug diese Arbeit nicht. Als dann kauften seine Eltern Friedrich Dierstein, Landwirt a. d. Meierei wohnhaft, ihrem Sohn die in der Nähe bestehende Wirtschaft. Dies mag etwa um 1900 gewesen sein. Das Gasthaus, bzw. der Wirtschaftsbetrieb ist jetzt vermietet. Das Haus mit Wirtschaft gehört heute der Tochter, einer Frau **Hedwig Kahl** geb. *Dierstein*.

**In alten Herrenhäusern:**

In der Hüttenstraße in Gersweiler befinden sich zwei nebeneinander liegende Herrenhäuser der ehemaligen Gersweiler Glashütte. Im oberen Haus befan-

den sich im Türsturz-Schlußstein plastisch ausgehauen u. a. zwei Flaschen. In diesem Haus wohnten die Miteigentümer der Glashütte namens Herb. Das Haus besitzt große Wohnräume, die zum Teil auch heute noch getäfelt sind. Später war hier das *Kasino* der Glashütte. Im Keller befand sich noch eine alte Balkenanlage zur Bereitstellung von Fässern. In späterer Zeit gehörte das Haus einer Familie Käufer. Die Tochter eines Herb heiratete 1791 einen Sohn des damals sehr bekannten Grubensteigers Käufer. Heute gehört das Haus einer Familie Ganster Georg.

Abb. 2

Im unteren Haus wohnte eine Familie **Hab** mit Wirtschaft und Gemichtwaren-Geschäft, welches 1886 noch bestand. Später übernahm der Bäcker und Wirt **J. Weinkauff** das Haus. Er führte hier eine Gastwirtschaft mit Bäckerei. Hier tagte der Gesangverein „Eintracht“ und der Turnverein (?). Diese Vereine hielten im Jahr ein *Gartenfest* ab, „*Weinkauffs Gartenfest*“ genannt. Wie allgemein üblich erstellte man dazu einen Tanzplatz. Später kaufte der Sohn mit Verwandten das „Gasthaus zur Post“. Es lautete auf **Jak. Weinkauff**.

Im Jahre 1915 übernahm L. Mathieu, Gersweiler, das Gasthaus in der Hüttenstraße in G. Nach einigen Jahren ging das Haus an den Bäcker und Wirt *Felten* über.

Mitteilg. J. Fischer und L. Mathieu † Gersweiler

Abb. 3

**Bahnhof Gersweiler.** 1907 fertiggestellt und im Laufe der nächsten Jahre Gasstätte eingerichtet.

In der Gewerbesteuerliste für Gersweiler aus dem Jahr 1817 (liegt im Rathaus Saarbrücken) sind folgende Namen verzeichnet:

Kurtz Chr., Bierwirt  
 Quirin Wittib, Bierwirt  
 Renn Johann, Bierwirt  
 Korn Georg Ludwig, Branntweinbrennerei

Die Gewerbesteuerliste Gersweiler für 1821 weist folgende Namen aus:

Schagelauer Georg, Bierwirt, Gersweiler, Haus No. 29  
 Renno Simon, Bierwirt, Gersweiler, Haus No. 12  
 Renn Johann, Bierwirt, Gersweiler, Haus No. 38  
 Traub Johann, Bierwirt und Bäcker, Gersweiler, Haus No. ohne

Es ist bei uns im Land zu natürlich, daß sich in diesen Gasthäusern so manche Neuigkeit erzählt wird. Aber auch beim guten Schluck ließ sich der Gast allzugerne verleiten, dem einen oder anderen Gast einen Bären aufzubinden oder sonstigen Ulk zu treiben. Doch auch den Wirt wollte mancher hänseln oder verspotten. Und darüber lacht man heute noch:

Kommt da eines Tages ein Gast ins Lokal. Der Wirt grüßt. Ein Glas Wasser hätte ich gerne, sagt der Gast. Der Wirt überlegt und bringt alsdann ein Glas Wasser. (Es wird allgemein nicht berechnet.) Der Gast nimmt Platz und verlangt die Tageszeitung. Hier ist sie. In aller Ruhe blättert der Gast in der Zeitung. Nach einer Weile steht der Fremde auf und benutzt das kleine Örtchen. Als er zurückkommt sagt er : „Zu zahlen habe ich ja nichts?“ Da entgegnet der Wirt: Das Wasser kostet nichts, die Zeitung auch nichts. Und der

kleine Ort da draußen wird hoffentlich noch sauber sein? Eine Gebühr verlange ich auch nicht. Aber: Die Bedienung ist nicht frei. Sie kostet 3,— Mark. Mit saurer Miene zahlt der Gast. Und der Wirt glaubt den Gast von seinen Schnurren geheilt zu haben. — — —

Einst saßen einige Gersweiler Handwerker noch zu später Stunde in der Dorfwirtschaft beim Bier. Der Totengräber bot eine Wette an und sagte: „Wer Punkt 12 Uhr (nachts) von den Anwesenden auf den Friedhof geht, und aus dem näher benannten Grab einen Blumenstock herausgräbt und hier auf den Tisch stellt, dem zahle ich 10 Glas Bier.“ Da meldete sich einer der Anwesenden. Er machte sich auf, besorgte sich einen Spaten und versuchte sein Glück. Die Zecher warteten und warteten. Der Mann kam nicht zurück. Sie ahnten nichts Gutes. Was mag geschehen sein? Da beschlossen sie, den Mann zu suchen; besorgten sich eine Stallaterne und gingen zum Friedhof. Dort lag ihr Freund ohnmächtig auf dem Grab. Beim ersten Spatenstich traf er seine Schürze, und abergläubig wie er war, glaubte er, von dem Toten in die Tiefe gezogen zu werden. Sein Schreck war zu groß.

Ein kleines Gedicht vom Verf. schildert eine andere Episode:

### Freibier

von C. Büch

Ein Wirt sich sehr beklagte,  
die Bergleute gingen vorbei  
und keiner bei ihm tagte,  
auch nach der Schicht um zwei.

Drauf der Vertreter sprach:  
Ruft alle Leut' herein.  
Ich zahl' ne Menge Bier,  
von meinem Geld allein.

Die Leute tranken feste,  
wie das so üblich ist.  
Welch Bier ist nun das Beste,  
das Ihr herunter gießt?

Es antwortet bald der Kleinste  
und das ist unsere Wahl;  
das Freibier ist das Feinste,  
die Brauerei ist uns egal.

Hiermit ist über die alten Gersweiler Wirtschaften und Bierlokale vieles aufgezeichnet. Anschließend bringt der Verfasser einen kurzen Bericht über das Dorfwirtshaus um die Jahrhundertwende.

Verfasser kann sich an die Zeit vor 70 Jahren, als es noch etwas gemächlicher herging, gut erinnern. Er denkt dabei nicht nur an die schmackhaften Kirschen oder Äpfel, die damals die Schulbuben sehr billig nehmen konnten. Die Schuljugend interessierte sich manchmal auch für die alten Dorfwirtschaften. Da lagen oft auf dem freien Platz vor dem Gasthaus einige Zigarrenstummel. Wir Buben holten uns dicke Eicheln, höhlichten diese aus, steckten einen Strohhalm ziemlich unten hinein und glaubten nun stolz, Pfeifenraucher zu sein. *Den großen freien Patz*, unser Spielplatz, benutzte auch der Bauer mit seinen Pferden, wenn er schnell eine Stippvisite in der nahen Wirtschaft machte. Wir

wurden dann in unserem Spiel gestört. Im übrigen spielten wir Tanzknopf, Klicker, Bohnsches (mit Bohnen) und Versteckspiele wie z. B. „Ihr Hinkel, wo sinn'r“ und ähnliches mehr.

Der Gastwirtbetrieb interessierte uns weniger, doch mit der Zeit wuchsen wir in die Gepflogenheiten dieses Betriebes ein und lernten ihn kennen.

In unserer Heimat handelte es sich bei diesen Gasthäusern oft um ein Bauernhaus, welches sich für einen Gastwirtschaftsbetrieb eignete. Oft standen diese Häuser quer zur Straße, so daß auf diese Weise ein größerer Platz geschaffen wurde. In der Vorderfront des Hauses hingen in ca. 1,50 m Höhe in größeren Abständen eiserne Ringe, um hier die Pferde festzubinden. Bei den Inhabern dieser Dorfwirtschaften handelte es sich um durchweg gutsituierte Leute, die oft schon von ihren Vorfahren den Betrieb übernahmen, den sie gewöhnlich als zusätzlichen Nebenverdienst führten. Es handelte sich meist um geschäftstüchtige Bauern.,

Die *Wirtsstube* lag im Erdgeschoß. Gewöhnlich ging der Eingang durch den Flur, um nach einigen Metern links oder rechts in die Gaststube zu gelangen. Niedrige Räume, wie sie damals üblich waren, besaßen eine gewisse Vertrautheit. Einige Tische mit beiderseits Bänken und Stühlen füllten die Gaststube. Auf den meist blank geschuerten Tischen standen Schwefelhölzer in Steingutbehältern mit Reibflächen. Seitlich ein mächtiger Ofen, schön verschönert mit hohem Aufbau und Porzellan-Türgriffen. Um eine bessere Wärmewirkung zu erzielen, leitete der Inhaber das Ofenrohr durch das halbe Gastzimmer.

Abseits nach einer Wand zu stand ein kleines, für die heutige Zeit primitives Büfett, gleich dahinter an der Wand der Gläserschrank und auch ein Gläserbrett. In den verschiedenen, schief angebrachten Regalbrettern mit eingelassenen Zapfen, hingen die Gläser umgestülpt. Im unteren Teil des Regals die Zigarren in Holzkistchen. Zigaretten führten die Wirte damals noch nicht. (Die Bevölkerung sah dies als eine französische Mode an.) Damals bot das Geschäft noch viele Päckchen Schnupftabak an, ein damals übler Brauch. Verfasser erinnert sich gut an die Aussage eines Kindes: „Oma, Du hast ja Kaffeesatz in der Nase!“ Ein Holzkasten mit Spielkarten stand auch hier griffbereit. Der untere Teil des Büfetts enthielt die gefüllten Bierflaschen. Hauptsächlich benutzte der Wirt  $\frac{1}{3}$ -l-Flaschen mit Korkverschluß, Schöppchen genannt. Wenige Flaschen Schnaps standen auch hier zum Verkauf bereit. Ein Teil der Gäste trank damals ein Viertelchen. Eine kleine Flasche mit erweitertem Ausguß enthielt  $\frac{3}{4}$  l Schnaps. Ein kleines Trinkglas dazu nennt man Knuppen. Auch einen Knuppen konnte man bestellen. Diese sehr dickwandigen Gläser zerbrachen nicht leicht und konnten auch einmal zur Erde fallen. Die Kundschaft verlangte Zigarren zum Preise von 5 und 6 Pfennig pro Stück. Bestellte ein Gast einmal 2 Zigarren zu 15 Pfg, fiel das den Gästen auf. Bei den kärglichen Löhnen galt dies als Sonderheit.

In der Ecke zwischen Büfett und Gläserschrank stand eine längliche Bütte, mit Wasser gefüllt, auf einer kleinen Bank. Eine Hauswasserleitung gabs damals noch nicht oder nur sehr, sehr selten.

Der untere Teil der Gastzimmerwände war mit Ölfarbe dunkel gestrichen, während die obere Wandfläche hell getüncht, um somit den Raum freundlicher zu gestalten. Etwa in Stuhllehnenhöhe schützte der Inhaber die Wände durch angebrachte, fein gehobelte Bretter.

Die kleinen, niedrigen Fenster ließen einen Blick auf die Straße zu, so daß auch der eingekehrte Fuhrmann sein abgestelltes Fuhrwerk unter Aufsicht behalten konnte.

Hinter der Bierstube befand sich die *Küche*. Eine Türe mit Glaseinsatz sperrte den Durchgang. Auf diese Weise konnte die Bierstube unter Kontrolle des Inhabers bleiben.

Während der Wirt den ganzen Tag seiner Arbeit nachging, mußte seine Frau die tagsüber wenig besuchte Gaststätte neben ihren sonstigen Arbeiten mit bedienen. Aber wer kam schon an einem Vormittag zu Gast? Außer etwaigen Fuhrleuten, vielleicht ein Händler, der vierteljährlich das Dorf besuchte. Im Wirtshaus stellte er seine wohlgefüllte Hotte (Rückentragkorb) ab, und von hier aus suchte er seine Kunden auf. Neuigkeiten, auch über seine Kundschaft, erfuhr er von der Wirtin. Sein Mittagessen nahm er in der Wirtschaft ein. Am Abend, wenn auch der Wirt zu Hause, wurde bei guter Unterhaltung einiges gekauft. Mit ähnlichen Anliegen kamen auch andere Händler, Handwerksburschen, Bettler, Zigeuner und machten hier auch eine Stippvisite, waren aber weniger erwünscht. Alle 14 Tage, sonntags morgens, kam der **Schneider** aus der Stadt. Männer, die einen neuen Anzug brauchten, fanden sich dann ein, um einen Auftrag bzw. eine Bestellung abzugeben. Der Schneider nahm dann sofort Maß. Weitere herumziehende Händler mit Wagen, die Kuchenkörbe, Emaillegeschirr oder dergl. anboten, kehrten ein. Sie nahmen eine kleine Erfrischung zu sich, und bald darauf begann der Verkauf ihrer Ware vor dem Hause. Im übrigen blieb der Vormittag still, höchstens einige einheimische Handwerker erlaubten sich einen Frühschoppen. Etwas belebter zeigte sich der Spätnachmittag. Da kam schon einmal ein Städter, um in sommerlicher Zeit seinen Durst zu stillen. Abends füllte sich das Lokal. Als erster mag es der *Dorfschulmeister* gewesen sein, der nicht warten konnte, bis seine Partner zum Kartenspiel erschienen, um damit zu beginnen. Befanden sich noch andere Gäste im Lokal, raunten diese sich zu: „Wie schön haben doch die Schulmeister.“ Immer mehr Gäste erschienen. Die Männer in den Betrieben arbeiteten noch 10 Stunden und suchten nach dieser langen Arbeitszeit eine kleine Ausspannung, eine Abwechslung.

Ziemlich laut gings her ,besonders beim Karten- oder Würfelspiel. Die Luft war rauchgeschwängert. Bald wurd's dunkel. Die *Petroleum*-Lampen mußten angezündet werden. Zwei Hängelampen mit großen Schirmen spendeten ihr fahles Licht von der Decke herab. Auch im Flur hing eine Lampe, die gleichzeitig Treppe und Eingang beleuchtete. Hinter dem Hause gings zum Bedürfnisort. Hier war eine geschlossene Stall-Laterne aufgestellt und beleuchtete spärlich den Ort.

Die *Küche* befand sich im rückwärtigen Teil des Hauses, der auch durch den Flur zu erreichen war. Durch ein kleines Fenster von der Küche zum Flur hin konnten auch etwaige Gäste ungesehen bedient werden. Auch hier hing eine Petroleum-Lampe, ebenfalls in der Küche. Die Gasthaus-Küche mußte schon reichlich möbliert sein. Hier standen zwei große Schränke, ein gewaltiger Küchenherd, Stühle und ein Tisch. Unter der Tischplatte hing die Backmuhl, in der die Frau den Teig zubereitete, während das Backen der Brote und Kuchen hinter dem Hause, im Backhaus, erfolgte.

Der Spülstein, auch Wasserstein genannt, bestand aus einem zugehauenen Sandsteinblock, der in einer Fensternische eingelassen war. Auf einer Bank standen Bütten oder Eimer mit frischem Wasser. Den Dielenboden bestreute

die Magd gleich nach der Reinigung mit **Sand**. Der Boden blieb sauberer, wenn auch die Schuhe des Gastes noch so schmutzig waren.

Gegenüber dem Bierlokal befand sich das Nebenzimmer. Es diente dazu, in besonderem Falle weitere Gäste aufzunehmen, wie es bei manchen festlichen Gelegenheiten nötig war. Vor allem mögen hier **tagende Vereine** den Raum in Anspruch genommen haben, aber auch geschlossenen Gesellschaften wie **Hochzeiten**, Geburtstagskränzchen usw. diente er als Separat-Raum. Während die Tische im Bierlokal blank gescheuert, waren die Tische in diesem Raum bunt oder weiß gedeckt.

Einmal in der Woche schickte die Brauerei ihren Bierwagen, einen sogenannten Rollwagen, mit zwei Pferden bespannt, hielt vor dem Gasthaus. Der Kutscher lieferte die bestellten Bierfässer ab und nahm die leeren Fässer zurück. Lastautos galten immer noch als Seltenheit.

Das Bier füllte der Wirt mittels Gummischlauch, je nach Bedarf, vom Faß in die Flaschen. Die gebrauchten Korken sammelte die Bedienung in einem Drahtkorb, um sie nach der Reinigung wieder zu benutzen. Kompressionen gab es noch nicht.

Einmal im Jahr hielt der Betrieb ein **Sommerfest** mit **Tanz** ab, gewöhnlich auf der hinter dem Gasthaus liegenden Wiese, die dem Wirt gehörte. Schon 8 Tage vorher schlugen die Bediensteten Bänke, Tische und alsdann den Tanzboden auf. Eine große Anzahl Kuchen und ein Ofen Brote standen bereit. Oft ließ der Wirt ein Schwein schlachten. Petroleum mehr als üblich mußte eingekauft werden. Die Wirtin engagierte mehrere Mädels aus dem Dorf zur Mithilfe und Bedienung für diesen Tag.

Bald nach der Mittagszeit erschienen die ersten Gäste zum Fest. Es dauerte dann nicht allzulange, bis die bestellte Musikkapelle den freudigen Nachmittag mit einem Marsch einleitete. Fand gleichzeitig ein Vereinsfest statt, hielt alsdann der Vorsitzende eine kleine Ansprache, bis gen Mitternacht der Kehraus dem ganzen ein Ende bereitete. Bei diesem gemütlichen Beisammensein, Einheimische mit Einheimischen, ertönte oft genug von einem Tische ein Lied, und bald stimmte die ganze fröhliche Gesellschaft mit ein. Es mag überaus gemütlich gewesen sein. Jeder kannte den anderen. War es vielleicht ein wehmütiger Ausklang restlicher Biedermeierzeit?

Am folgenden Nachmittag feierten die Dörfler weiter. Bald nach der Arbeit gings von neuem zum Tanz. Besonders die jungen Leute bemühten sich, rechtzeitig zur Stelle zu sein, denn Tanzgelegenheiten galten in damaliger Zeit als seltene Abwechslung.

Ganz besonders gut nahmen die Gäste etwa hier in Urlaub anwesende Soldaten auf. Dabei spendete mancher ein Glas Bier.

**Kirmes** fand früher hier in Gersweiler im November statt. Da sagte der Volksmund: „Wenn's rähnt und schneit, is' die Gerschwiller Kirb ni' meh (nicht mehr) weit.“ Später verlegte man den Tag auf den letzten Sonntag im August, da der November oft Regentage brachte.

Am Kirmestag füllte sich das Lokal schon früh morgens. Heimische genehmigten sich in aller Frühe einen Schoppen. Von der Straße her klang schon eine Drehorgel, die damals immer zur Einleitung der Kirmes gehörte. „O Susanna, wie ist das Leben doch so schön“ oder: „Trink ma noch e Tröpfche“, „Hab'n Sie nicht den kleinen Kohn gesehen?“, „Das war im Böhmerwald“ und andere mehr hörte man bis in die Nacht.

Wie freute sich die Schuljugend am Tage vorher, wenn die Schausteller mit ihren Wagen im Dorf Einzug hielten. Gerne erzählten sich die Buben, was nun alles auf dem Festplatz zu sehen sei. Nach dem Gottesdienst durfte verkauft werden. Die Jugend ging zu Onkel und Tante, um sich die Kirmesgroschen zu holen. Dies war eine Selbstverständlichkeit. „Was koschd donn e Vorwitz-Tütchen?“ — „Fünf Pfennig“ war die Antwort. „Ei do gewwe Se ma enns.“ Gegen 12.00 Uhr sah man schon Gäste hinter Gästen ankommen. Eingeladen oder nicht, sie kamen eben.

Gegen 15.00 Uhr machten sich die Burschen auf den Weg, um die Kirb zu holen. Ein kleiner Zug junger Männer mit Spaten, Backschieß und ähnlichem gruben in der Nähe eines dort wohnenden Mädels am Tage vorher eingegrabene Stücke wie z. B. Flaschen Bier, Wein, Kuchen und ähnliches aus. Es erfolgte am Hause der Schönen noch ein Tänzchen, und dann gings wieder ins Stammlokal. Hier feierte die Gesellschaft bei Tanz und Spaß weiter.

Die Wirtschaften füllten sich. Auch das bettelnde Volk blieb nicht aus. So erschienen z. B. Trompeter, die manch jämmerliches Getöse zum besten gaben und kassierten damit ihre Groschen. Andere kamen und trugen im Leierton üble Moritaten vor. Zu diesem Zweck führten sie eine große buntbemalte Tafel mit, die allerlei Mordtaten zeigte. Mit diesen Geschichten in Schlagerart versuchten sie die Herzen der Zuhörer zu erweichen — und diese zahlten.

Längst ist auch diese Zeit vorbei. Nur die Älteren erinnern sich noch schmunzelnd dieser Moritaten.

In den Gastwirtschaften galt es jetzt den Hochbetrieb zu meistern. Auch in der Küche gings schon lebhaft zu. Die guten Gerüche der gebratenen Hähnchen drangen ins Lokal. Die Spanferkel lagen längst auf dem Rost. Verhältnismäßig billig bot der Wirt damals diese schmackhaften Kirmesbraten. Gegen Abend konnte der Beobachter ein Nachlassen neuer Gäste bemerken. Die Auswärtigen gingen nach Hause, wogegen andere erst kamen. Nach Mitternacht trat Ruhe ein. Am darauffolgenden Tag, montags, kegelten schon frühzeitig junge Leute. Die Drehorgel spielte alte Volkslieder.

An Sylvesterabend versammelten sich die Stammgäste in ihrem Gasthaus, um den Anfang des neuen Jahres in größerer Gesellschaft zu feiern. Um 12.00 Uhr läuteten die Kirchenglocken, Raketen und Böllerschüsse ertönten. Die Leute erhoben sich und wünschten sich gegenseitig ein gutes Jahr. Der Wirt zeigte sich großzügig. Er spendete seinen Stammgästen Bier und ein Würstchen, den Frauen Kaffee und Kuchen. Gegen 1.00 Uhr war auch dieses Vergügen vorbei.

Die ziemlich patriotische Bevölkerung, gerade hier im Grenzland, feierte in langen Friedensjahren „Kaisers Geburtstag“ am 27. Januar in althergebrachter Weise. In der Woche zuvor erschien eine Liste zur Anmeldung an dem Kaisergeburtstag-Festessen. Die Verwaltung beauftragte einen Wirtschaftsbetrieb mit der Herrichtung der Speisen. Am Abend zuvor leiteten Böllerschüsse den Festtag ein. Zur angegebenen Zeit fanden sich die Honoratioren zum Festmahl ein. Der Bürgermeister hielt eine patriotische Ansprache, die mit dem „Kaiserhoch“ endete. Die Feier dauerte bis zum Morgen. Und wenn Leute mit dem Vornamen **Karl** zugegen waren, kostete die Namensfeier diese noch eine Stange Geld.



Abb. 1

Bauernhaus erbaut von dem Gastwirt Peter Raven. Das Wohnhaus wurde Amtlokal des Bauerndorfes und die Scheune barg die Feuerwehrgeräte.



Abb. 2  
Gasthaus Weinkauf in der Hüttenstraße.



Abb. 3

Gaststätte Bahnhof Gersweiler befindet sich links in dem kleinen Anbau. Das Bahnhofsgebäude nach Fertigstellung etwa im Jahre 1905/06.

Foto: Carl Büch



